Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **28 (1950-1951)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BIBLIOTHEK

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFTEN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DER EIDGENÖSSISCHEN TECHNISCHEN HOCHSCHULE

4

Beachte in dieser Nummer:

Arbeitskolonien und Buchhändler-Konflikt

28. JAHRGANG 8 MAL JÄHRLICH JULI 1950

VERLAG. BUCHDRUCKEREI MÜLLER, WERDER & CO. AG. ZÜRICH

7/20

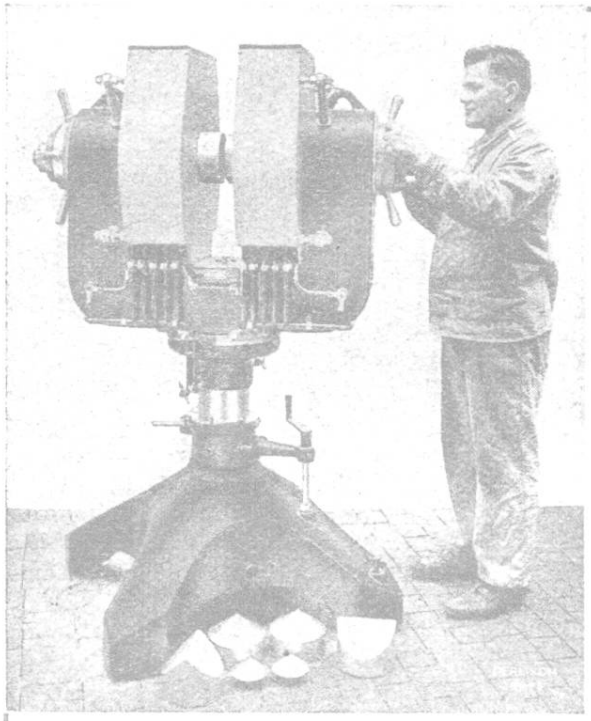
Wollen Keller

Unsere Auswahl in

Polohemden

ist enorm gross

Strehlgasse 4 und Bahnhofstr. 82, Zürich 1



Transportabler Laboratoriumsmagnet mit konisch ausgeführten Polkernen

OERLIKON

Laboratoriums- und Cyclotron - Magnete

für Forschung und Prüfung

Gegenwärtig baut Oerlikon einen Cyclotron-Magneten mit Poldurchmesser 160 cm, Luftspalt 30 cm, Feldstärke max. 16 000 Gauss, Leistung ca. 30 Me V für Deuteronen. Gewicht 280 t, für das Centre d' Energie Atomique de Saclay, Paris

MASCHINENFABRIK OERLIKON, ZÜRICH-OERLIKON - TEL. 46 85 30
Bureaux in Zürich, Bern und Lausanne

„Chömed go schneugge"

Grösste Auswahl auf allen Gebieten der Wissenschaft

Verlangen Sie unsere Katalogkarte

Antiquariat

DAS GUTE BUCH

Pelikanstrasse 9, Part. Tel. 2793 03

Otto Fischer A.-G.

ZÜRICH 5

FABRIKATION & ENGROSHAUS
ELEKTROTECHNISCHER BEDARFSARTIKEL

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

ZÜRCHER STUDENT

28. Jahrgang | Juli 1950 | Heft 4

EDITORIAL

Wie aus dem Beiblatt des letzten «ZSt» zu entnehmen war, haben die Buchhändler ab Ende des Sommersemesters den uns seit zwanzig Jahren gewährten Bücherrabatt abgeschafft. Schon seit langem haben wir Euch versprochen, dass wir uns diesen Schritt nicht ohne weiteres gefallen lassen werden und dass wir nicht davor zurückschrecken, zur Selbsthilfe zu greifen. Wir beabsichtigen, durch neue eigene Organisationen Studenten und Akademikern die ihnen unentbehrlichen Bücher zu verbilligten Preisen zu vermitteln. Wir sind uns vollkommen bewusst, dass unsere neue Bücherstelle viel Mühe und Arbeit kosten wird und dass die überall auftretenden Anfangsschwierigkeiten erst nach geraumer Zeit überwunden sein werden. Schon heute jedoch sind wir bereit, Euch über die bevorstehenden nächsten Schritte zu orientieren. Wir sind überzeugt, dass alle Studenten mit uns einig gehen und unsere Arbeit in vollem Umfange unterstützen werden.

DER PRÄSIDENT DER STUDENTENSCHAFT DER UNI:

S. Schläpfer

DER PRÄSIDENT DES VSETH:

E. Trümpy

Die Geschichte des Bücherrabattes

Als im Jahre 1919 die Buchhändler plötzlich den bis dahin an Studenten gewährten Rabatt abschafften, eröffneten die Studentenschaften von Basel, Bern und Zürich eigene Buchhandlungen, die dank ihrer billigen Bücherpreise bald einen bedeutenden Umsatz erreichten. Der Schweizerische Buchhändlerverein suchte sofort durch Boykottmassnahmen und durch wiederholte Proteste bei den Hochschul- und Kantonsbehörden die für ihn lästige Konkurrenz aus der Welt zu schaffen. Als er auf diesem Weg nicht zum gewünschten Erfolg gelangte, ging er daran, die Studentenschaft durch Vertragsversprechen zur Aufgabe ihres Buchhandels zu bewegen. Dies gelang im Jahre 1927 in Basel und Bern, während die Zürcher Studentenschaft den angebotenen Vertrag ablehnte und ihren Buchhandel erfolgreich weiterführte, der im Jahre 1932 einen jährlichen Höchstumsatz von Fr. 150 000.— erreichte. Es darf der Zürcher Studentenschaft als Entgegenkommen angerechnet werden, wenn sie im Jahre 1934 gegen Gewährung eines allgemeinen Rabattes von 10 % und gegen eine Abfindungssumme von Fr. 3000.— auf ihren Buchhandel verzichtete. Nach diesem letzten Erfolg blieb dem SBVV nichts weiteres zu tun übrig, als sich der für ihn lästigen Vertragsverpflichtungen sobald wie möglich wieder zu entledigen. Dies geschah auch im Jahre 1940, am frühesten vertraglichen Kündigungstermin. Die Eidg. Preiskontrollstelle erhob jedoch gegen diese Massnahme Einspruch, weshalb in der Folge der Studentenrabatt kraft öffentlichen Rechtes weiter entrichtet werden musste. Ein Rekurs des SBVV an das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement wurde abgelehnt.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres die Preiskontrolle für Bücher aufgehoben wurde, beschloss der Zentralvorstand des SBVV, die Abschaffung des Studentenrabattes endgültig auf den 1. Januar 1950 festzusetzen. Um die Reaktion der Studentenschaft abzuschwächen, wurde eine Vertretung des VSS zu einer Besprechung nach Olten eingeladen, wo man ihr den getroffenen Beschluss sachte beizubringen hoffte. Diese ersten Verhandlungen verliefen jedoch erfolglos, indem die Vertreter der Studenten mit Nachdruck auf ihrem Anspruch auf Beibehaltung des Rabattes beharrten und im Falle der Abschaffung mit der Eröffnung eigener Buchhandlungen drohten. Ein Kompromissvorschlag des SBVV, nach welchem ein Rabatt in Zukunft nur noch an minderbemittelte Studenten zu ent-

richten wäre, wurde von der Studentenschaft abgelehnt. Eine solche Regelung wäre kaum durchzuführen. Da der Kreis der Berechtigten ausserordentlich eng wäre, würden nicht alle diejenigen Studenten erfasst werden können, die den Rabatt wirklich nötig haben.

Angesichts der überaus heftigen Reaktion der Studentenschaft schob der SBVV den Zeitpunkt des Inkrafttretens des Abschaffungsbeschlusses weiter hinaus. Nach einem längeren schriftlichen Verkehr und nach internen Verhandlungen im Schosse des SBVV, aber auch innerhalb der Studentenschaft fand am 19. April in Bern eine erneute Sitzung der beiden Parteien statt. Herr Prof. Stüssi, Rektor der ETH, der als Vertreter der Schweiz. Rektorenkonferenz ebenfalls an der Sitzung anwesend war, unterstützte den Standpunkt der Studenten mit grossem Nachdruck und Geschick. Obwohl der SBVV in den früheren Verhandlungen seine Massnahme mit dem Prinzip des Buchhandels begründet hatte, keinerlei Rabatte zu gewähren, zeigten sich die Vertreter des SBVV diesmal plötzlich bereit, einer weiteren reduzierten Rabattgewährung von 5 % zuzustimmen. Dieser Kompromiss war jedoch für die Studenten unannehmbar, denn die Taktik des SBVV schien zu klar darauf zu tendieren, den Rabatt vorerst herabzusetzen, um ihn dann in einem späteren Zeitpunkt um so leichter und widerstandsloser ganz abschaffen zu können. Hingegen erklärten sich die Studentenschaften bereit, bei grundsätzlichem Festhalten am zehnprozentigen Rabatt vorübergehend auf die halbe oder ganze Ermässigung solcher deutscher Bücher zu verzichten, welche von den Verlegern anerkannt ungenügend rabattiert werden. Dieser Vorschlag fand jedoch auf der Buchhändlerseite keine Gegenliebe, so dass auch diesmal die Verhandlungen ergebnislos verliefen.

Der endgültige Beschluss auf Abschaffung des Bücherrabattes wurde von der Generalversammlung des SBVV gefällt, die am 12. Juni in Interlaken stattfand. Die Lage schien für die Studenten nicht ungünstig zu sein, indem wenige Tage vor der Versammlung die Basler Sektion des SBVV sich fast einstimmig für die Beibehaltung des Rabattes aussprach. Innerhalb der Zürcher Buchhändlerkreise bestanden bedeutende Meinungsverschiedenheiten. Zudem war der Verlegerausschuss des SBVV der Abschaffung ebenfalls feindlich gesinnt.

Wenn der Abschaffungsbeschluss trotzdem mit Zweidrittelsmehrheit zustande kam, so ist dies, wie uns aus Buchhändlerkreisen mitgeteilt wurde, vor allem dem Umstande zuzuschreiben, dass ein Grossteil der anwesenden Buchhändler, besonders der Landbuchhändler, über den wirklichen

geschichtlichen Hintergrund des Studentenrabattes nicht genügend orientiert war. Der Zentralvorstand des SBVV hatte nämlich dem VSS das Recht verweigert, seinen Standpunkt und seine Rechte vor der Versammlung zu vertreten, die in der ganzen Angelegenheit den letzten Entscheid zu fällen hatte. Es ist zu bedauern, dass diese sture und unverständliche Haltung des Zentralvorstandes des SBVV zu einem Beschluss geführt hat, der einen so tiefen und schwerwiegenden Bruch zwischen Buchhändlern und Studenten nach sich ziehen wird.

Was geschieht nun?

Wiedereröffnung der Büchervermittlungsstellen in den einzelnen Studentenschaften.

Die Studentenschaften von Bern, Basel und Zürich werden auf Beginn des Wintersemesters ihre ehemaligen Buchhandlungen wieder eröffnen. Dafür bestehen an der Universität Zürich besonders günstige Voraussetzungen, indem hier die Zentralstelle bis heute antiquarische Bücher zum Verkauf in Kommission genommen hat. Das erste Ziel dieser studentischen Buchhandlungen wird der Ausbau eines guten Bücherantiquariates sein. Ganz sicher bestehen hier Möglichkeiten für einen billigen Bücherbezug, die in der Vergangenheit nur ungenügend ausgenützt wurden. Gewiss gibt es in allen Fakultäten eine Anzahl Bücher, die der Student in seiner späteren beruflichen Tätigkeit weiter gebraucht. Daneben gibt es aber eine bedeutende Anzahl ausgesprochener Lehrbücher, die er lediglich für das Studium benötigt. Diese Bücher ehemaliger Studenten dem weiteren Gebrauch durch eine neue Studentengeneration zuzuführen soll das erste Ziel unserer Buchhandlung sein.

Neben den antiquarischen Büchern soll aber auch neue, moderne wissenschaftliche Literatur vermittelt werden. In diesem Punkte werden die Schwierigkeiten auftreten, indem uns der SBVV bestimmt mit Boykott belegen wird. Es haben sich aber in unserer früheren Buchhandelsperiode immer wieder Lieferanten gefunden, die trotzdem bereit waren, die Studentenschaft mit Büchern zu beliefern. Der VSS ist bereits mit der deutschen Buchgemeinschaft und verschiedenen Verlegern in Verbindung getreten, welche uns mit wissenschaftlichen Werken beliefern können. Zudem bestehen seit etwa einem Jahr in verschiedenen deutschen Städten

studentische Buchgenossenschaften, welche uns bereits vor einigen Monaten zur Zusammenarbeit aufgefordert haben. Die Lage ist also keinenfalls so schlimm, wie man meinen möchte, um so mehr als wir ferner beabsichtigen, wissenschaftliche Bücher im Eigenverlag herauszugeben, wie dies verschiedene Fachvereine der ETH bereits in der Vergangenheit unternommen haben.

Die Schweizerische Akademische Buchgenossenschaft

Die oben bezeichnete Funktion der Bücherbeschaffung zentral zu lösen ist die Aufgabe und der Zweck der akademischen Buchgenossenschaft, welche in nächster Zeit gegründet sein wird. Die SAB hat zum Zweck, die studentischen Buchhandlungen mit verbilligten Büchern zu beliefern, welche sie zentral von Schweizer Verlegern oder aus Deutschland beziehen wird. Anderseits wird sie wissenschaftliche Werke und Lehrmittel im Eigenverlag herausgeben.
Mitglied dieser Genossenschaft kann jeder Student und jede Studentin, aber auch jeder Altakademiker werden, sofern er einen oder mehrere Genossenschaftsanteile von Fr. 5.— zeichnet. Diese Anteilscheine werden für die Beschaffung des notwendigen Betriebskapitals herausgegeben.

Liebe Kommilitonen, wir können unsere Buchhandlung nur dann zum Erfolg führen, wenn Ihr uns nach Kräften unterstützt. Eure Unterstützung könntet Ihr uns heute dadurch zukommen lassen, indem Ihr Mitglieder unserer Buchgenossenschaft werdet und uns Eure Wünsche und Anregungen mitteilt. Wir bitten Euch daher, den Fragebogen zu benützen, den Ihr in der Mitte dieses Heftes finden werdet.

Wir suchen einige Studenten

die sich für unsern Buchhandel interessieren und sich während den Ferien damit beschäftigen können.

Anmeldung und Auskünfte beim VSS, ETH 44a

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Der Präsident des Amtes für Arbeitskolonien hat mich gebeten, einen Aufruf an Euch zu redigieren. Ich sitze am Schreibtisch, schlürfe alten Veltliner und weiss eigentlich nicht recht, weshalb ich Euch noch aufmuntern soll, in Scharen den Arbeitskolonien zuzuströmen. Mir scheint, es müsse den gesunden Studiosus nach heissem Sommersemester direkt in unsere Berge und zu den Arbeitskolonien drängen. Herausziehen aus heisser Hörsaalluft in den Duft sommerlicher Alpwiesen und Bergwälder. Nach eifrigem Studium gehts nun an ein fröhliches, nützliches, körperliches Werken in den Bündner und Walliser Bergen. Ein Werken, das die Fakultäten ungezwungen zusammenbringt und das unsern Bergbewohnern und den Kolonisten selbst zugute kommt. Wegebau, Alprodung, Heuen an steilen sonnigen Hängen: ein Prachtsprogramm für Euch, schöne Erinnerungen für mich selbst! Ich möchte am liebsten selbst mitmachen! Tagsüber stärkendes Muskeltraining, abends fröhliches studentisches Lagerleben, und dies alles zum Nutzen jener, die es im Leben schwerer haben.

Auf, liebe Freunde, zu gesundem studentischem Tun!

Auf in die Arbeitskolonien des Sommers 1950!

H. Pallmann,
Präsident des Schweiz. Schulrates.

Wo treffen wir uns im Sommer 1950?

Für viele Studenten ist es sehr wichtig, zu wissen, ob sie im Wallis oder im Kanton Graubünden arbeiten können. Die anderen sagen sich mit Recht: eine Kolonie ist eine Kolonie, ob sie nun im Süden oder im Osten durchgeführt wird. Zudem ist das Amt für Arbeitskolonien in der glücklichen Lage, auch dieses Jahr sowohl die Liebhaber des Wallis wie diejenigen Graubündens zufriedenstellen zu können. Die Hauptsache ist aber, dass in beiden Kantonen armen Gemeinden geholfen werden kann.

... in der Arbeitskolonie

Grüsch Wenn wir die Bündner Kolonie vorausnehmen, geschieht dies nur, weil sie bisher nicht genannt werden konnte, da die Verhandlungen erst in den letzten Tagen zum Abschluss gekommen sind. Auf der Grüscher Alp hinter Schiers im Prätigau sind dringende Verbesserungen notwendig. Die Alp soll von Steinen und Erlengebüschen befreit werden, um sie wirtschaftlich ausnützen zu können. Diese Arbeiten übersteigen die Kräfte der Gemeinde. Trotz der abgelegenen Lage ist für die Unterkunft bestens gesorgt. Eine vor wenigen Jahren erbaute Hütte bietet jeden wünschbaren Komfort.

Larzey Das Val d'Entremont ist das Tal, in dem Studenten in den letzten Jahren am meisten Arbeitskolonien durchgeführt haben. Dies rührt davon her, dass einerseits die Gemeinden mit den Studenten immer zufrieden waren, und anderseits die Studenten immer wieder gerne in das gastfreundliche und historisch bedeutsame Tal zurückgekehrt sind. Auf der Alp Larzey wurden schon seit einigen Jahren grosse Verbesserungsarbeiten durchgeführt. Als Schlusstück bauen wir Studenten während den nächsten zwei Jahren einen noch fehlenden Verbindungsweg von etwa 3 km Länge. Als Unterkunft steht uns eine neuerbaute Alphütte zur Verfügung.

Bovine Die Kolonie Bovine nehmen wir an den Schluss, nicht weil wir sie am wenigsten schätzen, sondern weil der Andrang nach dieser schön gelegenen Alp heute schon gross ist. Die Gegend an der Forclaz scheint es uns Studenten angetan zu haben. Auf der Alp Bovine wird auch ein Verbindungsweg erstellt. Als Unterkunft dient uns die geräumige Alphütte.

Jeder Student, der nicht in den WK oder in die RS geht, kommt in die Arbeitskolonien!

Was ist eine Kolonie?

Eine Kolonie ist eine Reihenfolge von Stimmungen, Erlebnissen und Gefühlen. Die körperliche Arbeit und die fremde Umgebung, das einfache, primitive Leben verbinden uns Studenten in wenigen Tagen zu einer fühlenden Gemeinschaft. Das kleinste bedeutungslose Ereignis wird ein schwerwiegender «Fall».

DRAMATIS PERSONAE

Der *Kolonist,* die Hauptperson in unserem Drama, verlangt nach seiner Ankunft im Bergdorf mit Recht ein gutvorbereitetes Quartier. Kommt ihm die Zahl seiner Wolldecken ungenügend vor, so sucht er den *Kolonieleiter* im Koloniebüro auf, wo dieser beneidete Student den Tag angeblich mit Fliegenfangen und Maschinenschreiben verbringt. Wenn das Essen einmal nicht zur gewohnten Zeit auf dem Tisch steht, empfängt übellauniges Scharren die vier *Kitchenfeen.* Giftige Sprüche muss der *technische Leiter* anhören, der ausnahmsweise mit seinen Ausmessungen nicht so weit ist wie die rasch vordringende Aushubgruppe. Am «schlimmsten» ist aber die Stellung des *Obmanns,* der von der Kolonie gewählt wurde und daher von der unzuverlässigen Koloniegunst abhängig ist. Eines Tages erscheint auf dem Schlachtplan ein hoher «Studentenbonze», der *Präsident des Amtes für Arbeitskolonien.* Beim Lagerfeuer hält er eine tiefsinnige Rede, und am anderen Morgen pickelt er zwei Stunden vorbildlich in seinem funkelnagelneuen Arbeitsanzug. Er wird dich sogar leutselig auffordern, ihn zu duzen.

Als Würdeträger verschwindet daneben der *Koloniearzt* vollständig, zumal jeder bald weiss, dass er seine Ratlosigkeit nur durch die Allerweltsmittel Jod, Aspirin und Essigsaure Tonerde verheimlichen will.

Das sind die Instanzen, die uns in der Kolonie begegnen, mit denen sich unsere Bequemlichkeit in den drei Wochen auseinandersetzen muss. Sie alle unterstehen letzten Endes dem Verband der Schweizerischen Studentenschaften in Zürich.

Das voreilige Opfer
oder
Rechtswissenschaft und Sprache

In der Rechtswissenschaft hat die Sprache eine ganz besondere, in keiner andern Wissenschaft wiederkehrende Bedeutung. Sie widmet sich nicht wie die Sprachwissenschaften der Entstehung und der Vergangenheit der Sprache; auch legt sie sich nicht Fragen vor über die Gestaltung des sprachlichen Werkes, wie die Literaturwissenschaften. Und doch kennt die Rechtswissenschaft ähnliche Fragestellungen: dem Rechtshistoriker ist es wichtig, um den Bedeutungswandel eines Wortes im Laufe der Entwicklung zu wissen; der Gesetzgeber muss das Problem lösen, welche sprachliche Form er der Norm geben wolle; dem Richter liegt die Norm als sprachliches Werk vor: er muss sie zu verstehen suchen. Damit ist schon gesagt, dass die Sprache in der Rechtswissenschaft einen ganz anderen Rang einnimmt, als etwa in der Wirtschaftswissenschaft oder gar in den Naturwissenschaften. Hier ist die Sprache im Vergleich zum Hauptanliegen der Wissenschaft, Naturgesetze zu finden, durchaus nebensächlich. Auch diese Gesetze müssen formuliert werden; die angemessenste Form ist aber die Formel; das Naturgesetz ist besser als in Worten in Zahlen, in Buchstaben, in Zeichen auszudrücken. Die Sprache dient nur als erzählende, beschreibende Brücke von Formel zu Formel. — Man muss sich fragen, ob der Sprache eine ähnliche Stellung, wie sie ihr in der Rechtswissenschaft zukommt, nicht noch in der Theologie eingeräumt sei. Sind Bibelexegese und Gesetzesexegese nicht analoge Arbeitsweisen? Das mag sein. Sie beziehen sich aber auf Unterlagen, denen ganz verschiedene Bedeutung und Geltung zukommen. Die biblischen Gebote (das ius divinum) gelten kraft göttlicher Anordnung; sie gelten für den, der glaubt. Die Gesetze dieser Welt gelten kraft der staatlichen, letzten Endes der völkerrechtlichen Hoheit; sie gelten für jeden, der dieser Hoheit untersteht. Die biblischen Gebote können für den Gläubigen nur Stückwerke sein; der göttliche Wille, das göttliche Recht findet seinen Ausdruck in der Sprache nur mangelhaft; es offenbart sich ganz nur im Glauben. Der Text des staatlichen Gesetzes mag noch so sehr als Stückwerk erscheinen, er ist es doch nicht; er ist notwendig vollständig, weil es ihm gegenüber kein Zurückgehen auf den Glauben gibt. Ein solcher Glaube wäre das Naturrecht. Daher hat die Sprache in der Rechtswissenschaft doch eine

wesentlich andere Funktion als in der Theologie, wo sie gegenüber dem Glauben eine untergeordnete Stellung einnimmt.

Welches ist nun die Funktion der Sprache in der Rechtswissenschaft? Die Sprache dient zunächst dazu, Rechtssätze auszudrücken, die nicht in Zahlen, in Buchstaben oder in Zeichen zu fassen sind, weil sie nicht einen gesetzmässigen Zusammenhang aufzeigen, sondern eine Pflicht des der Rechtsordnung unterstehenden Rechtssubjektes statuieren und für das pflichtwidrige Verhalten eine Rechtsfolge vorsehen. Der Rechtssatz muss auf die Gesamtheit der Rechtsunterworfenen anwendbar sein, das heisst er muss für eine Menge ähnlicher Verhaltensweisen gelten, er muss allgemein gefasst sein, abstrakt. Soll nun aber ein konkreter Tatbestand unter diesen Rechtssatz gebracht werden, so muss zunächst geprüft werden, ob der Rechtssatz zutrifft. Der gegebene Tatbestand muss von anderen abgehoben werden, er muss in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst werden und diese müssen daraufhin untersucht werden, ob sie die abstrakten Voraussetzungen des Rechtssatzes erfüllen. Mit einem Wort: es muss differenziert werden. Der Unterschied, der gemacht wird, muss dem Rechtssatz, muss der Sache selbst entsprechen; er muss adäquat sein. Und dies ist die andere Funktion der Sprache in der Rechtswissenschaft: sie dient der Formulierung der nötigen und angemessenen Unterscheidungen. Auch diese Unterscheidungen werden heute abstrakt formuliert.

Ich sage «heute». Früher war es anders. Das Rechtsleben gründete in der Anschaulichkeit. Die Rechtssätze — soweit es welche gab — bezogen sich auf einen ganz bestimmten Fall; dieser Fall wurde geschildert und die Rechtsfolge festgesetzt. So wie das Denken sich an das Einzelereignis hielt, war auch die Sprache anschaulich. Ereignete sich ein anderer Fall, so verglich man ihn mit anderen, dehnte die Geltung eines an sich anders lautenden Rechtssatzes auf ihn aus. Auf diese Weise löste das Denken sich von der einzelnen Erscheinung des Rechtslebens; die Anschaulichkeit wurde in einer langen Entwicklung von der Begrifflichkeit abgelöst. Und mit dieser Entwicklung des juristischen Denkens musste die juristische Sprache insofern Schritt halten, als sie das Werkzeug für die nun hauptsächlich im Abstrakten sich bewegenden Erörterungen liefern musste. Nicht selten bediente sich das Denken auch alten, gewohnten Werkzeugs, der Bezeichnungen des früheren anschaulichen Denkens, die aber ihre einstige Bedeutung verloren hatten; auch sie wurden für feststehende, klargefasste Rechtsbegriffe gebraucht. *Die Klarheit, Eindeutigkeit ist Gebot jeder Rechtsordnung.* Sie führt dazu, den Rechtsbegriff ein für allemal festzulegen und ihm einen Namen zu geben, der einzig auf diesen Begriff

angewandt werden darf. So wie der Begriff zugeschnitten ist, so wird das Wort, das ihn bezeichnet, in seiner Bedeutungsvielfalt, seinem Schimmern beschnitten. Diese Sprache — genauer: das Ideal dieser Sprache — kommt der mathematischen Formel nahe. Das Wort heisst nicht mehr, was es eigentlich heisst, es bedeutet vielmehr, was zu bedeuten ihm von der Wissenschaft aufgetragen ist. Und doch bleibt gegenüber der Formel das — vielleicht — Unerfreuliche bestehen, dass der ursprüngliche, eigentliche Wortsinn von Zeit zu Zeit wieder durchscheint.

Die Sprache ist ursprünglich bildhaft. Und so ist auch die ursprüngliche Sprache bildhaft. Die Sprache ist lebendig, weil sie der Sinnlichkeit des Menschen zum Ausdruck hilft: was ihm von aussen über die Sinne zukommt, dem gibt er Namen und Bedeutung. Die Sprache ist lebendig, weil sie das Verändern, das äussere Geschehen und das eigene Handeln, das Bewegen und das Sichbewegende, Stoss und Rückstoss, weil sie das Leben selbst fasslich macht. So ist die Sprache ursprünglich bildhaft, weil sie der Bilder des Seins und Geschehens habhaft werden will. Und wenn wir nun daran denken, was die Rechtswissenschaft von der Sprache fordert: strengen Begriffsdienst, so müssen wir schliessen, die lebendige Sprache erliege dem Dienst, es bleibe die Tote, das corpus.

Aber eines ist noch zu betonen. Nicht nur die Sprache vieler Juristen ist heute leblos. Vielmehr verkümmert die Sprache bei den meisten Hütern der Wissenschaft! Von den Massen, denen sie mit zum Geschäft gehört, ganz zu schweigen. Wie wir gesehen haben, hat aber das Opfer der Sprache in der Rechtswissenschaft einen Sinn: es dient der Sicherheit des Rechtslebens, der Klarheit und Eindeutigkeit. Einen solchen Sinn hat das Opfer der Sprache in den meisten übrigen Fällen nicht. Ja, man darf sich fragen, ob nicht auch in der Rechtswissenschaft ein herrlicher Gott (wie in der Sage) das Opfer zwar fordere, jedoch im Ernst es nicht wolle; ob er die vermeintlich notwendig geopferte lebendige Sprache nicht nur entführt habe und sie noch fernab versteckt halte, so nämlich, dass der Jurist aus der Opferung geläutert und geklärt hervorgeht, ohne doch der Hoffnung entsagen zu müssen, sich Lebendigkeit der Sprache einmal wiederzugewinnen. Er hätte Troja und Iphigenien. *Oscar Vogel.*

2. Hälfte September: Günstige Gelegenheit

Florenz und Umgebung

kennenzulernen. Villa aus dem 14. Jahrhundert in schönster, aussichtsreicher Lage. Ausflüge, Führungen, Einführung in italienische Kunst und Literatur. Mässiger Preis. Rückreise über Pisa-Genua (evtl. Venedig). Anmeldungen bis Mitte August an

A. Hugentobler, Florastrasse 20, Weinfelden (Tg.) / in Zürich, Fehrentr. 23

Wenn ich an mein „studentisches Dasein“ denke . . .

. . . so fällt mir ein, wie ich vor einigen Jahren frisch von der Schulbank in die Reihen der «studiosi» einrückte. Welche Erwartungen erfüllen uns doch damals, als wir zum erstenmal den Offenbarungen der Wissenschaft lauschten. Eine gewisse Enttäuschung ist wohl keinem von uns mit der Zeit erspart geblieben. Wir fanden keine Antwort auf die Fragen, die uns im Innersten bewegten; statt dessen mussten wir uns mit trockenem Fachwissen in zäher Kleinarbeit herumschlagen: 1 % Inspiration, 99 % Transpiration, wie Edison einmal bemerkte. Und bei aller Bewunderung für die wissenschaftlichen Leistungen haben wir doch feststellen müssen, dass unser persönliches Leben nicht davon ausgefüllt zu werden vermag. Die Wissenschaft kann unserem Leben nicht den Sinn geben; im Gegenteil, wir stehen sogar vor der Aufgabe, von uns aus die wissenschaftliche Arbeit lebendig und sinnvoll zu gestalten. Wo dies vergessen wird, entsteht der Typ des Fachgelehrten, welcher meint, das Leben müsse sich nach seinen Abstraktionen richten. Wenn aber der Wissenschaftler nicht aus der Wissenschaft heraus leben kann, woher soll er dann die Kraft nehmen, die seine Arbeit mit neuem Leben durchpulsen könnte?

Um zu dieser Frage Stellung zu nehmen, möchte ich auf den christlichen Glauben hinweisen. In persönlicher Not fand ich dort eine Kraftquelle, die, wie sich langsam herausstellte, alle Lebensgebiete erneuern und umgestalten kann. Das ist tatsächlich eine grandiose Sache, die noch viel mehr als bisher verbreitet und in die Tat umgesetzt werden sollte. Es geht mir hier nicht um die Auffrischung alter Museumsstücke der europäischen Vergangenheit, sondern um die einzigartige Botschaft von Jesus Christus, die heute ebenso lebendig und neu ist wie vor zweitausend Jahren. Es wäre eine dankbare Aufgabe, sich darauf zu besinnen, was diese Botschaft zu den konkreten Fragen, besonders des studentischen Lebens, zu sagen hat. (In dieser Richtung arbeiten zum Beispiel die Gruppen der Christlichen Studenten-Vereinigung *CSV* in Zürich.)

Noch ein Wort über unseren Studienbetrieb. Als Ausländer ist es ja ziemlich schwierig, mit Schweizern in nähern Kontakt zu kommen. Ich kann allerdings meine Schweizer Freunde gut verstehen, deren Art es nicht gerade ist, jedem Fremdling gleich um den Hals zu fallen. Auch herrscht bei uns am Poly erfreulicherweise eine gewisse selbstverständliche Kameradschaft. Aber warum spielen sich eigentlich unsere Gespräche so oft nur auf dem Fachgebiet ab? Natürlich sind Fachgespräche sehr

wertvoll, aber wenn ich den ganzen Tag mathematische Vorlesungen angehört habe, verspüre ich nicht die geringste Lust, auch in meiner Freizeit noch von «Integralen» zu reden. Sind wir nicht mehr fähig, ohne die Maske des Akademikers als Menschen miteinander zu reden?

Konrad Voss, stud. math.

Zum SONAFE

Ich sitze im Lesesaal. Felix, ein Medizinstudent aus einem höheren Semester, kommt auf mich zu.

«Du», beginnt er etwas umständlich, «was ist wohl mit den Studentinnen aus meinem Semester los, dass ich am SONAFE nur eine einzige gesehen habe?»

«Ach, wie traurig», erwidere ich, «ihr werdet sie eben nicht eingeladen haben!»

«Eben ja», beginnt er wieder, «das ist es ja gerade, aber warum sind sie nicht eingeladen worden?»

«Vielleicht, weil ihr eben recht unhöfliche Studenten seid und sie gar nicht beachtet; ja, weil ihr wohl gar nicht einseht, dass sie wie andere Mädchen ‚das Leben, die Liebe und das Glück' lieben!«

Noch ist Felix nicht zufrieden. «Schau, der Grund liegt tiefer, ihr selbst trägt die Schuld. Ihr Studentinnen seid zu unnahbar, zu distanziert, zu wenig natürlich . . .!»

Ich habe heftig widersprochen, habe die Studentinnen verteidigt und habe recht lange darüber nachgedacht. Ich erinnere mich an die fröhliche Babette und die lebenslustige Yvonne und begreife nicht, dass sie alle nicht haben an den Ball gehen können, denn es war doch *auch* ihr Fest. Gewiss hätten sie sich gefreut. Ich schäme mich für die Studenten und suche noch immer nach dem Grund.

Einer meinte, dass wir wohl den Lippenstift zu wenig gebrauchen! Ob Studenten so äusserlich sind?

Ein anderer erklärte mir, dass er ja das ganze Jahr genug mit Studentinnen zusammenarbeite und darum lieber mit jemand anders auf den Ball gehe. Wäre es nicht gerade besonders schön, nach gemeinsamer Arbeit auch das Fröhliche zu teilen?

Christine.

Lungo la via

V'è lungo la via
un'ombra leggera
che segue i miei passi un po'stanchi:
è come un profumo
di viole nascoste
che il vento ha rubato agli amanti.

O Liri, se indietro
mi volgo non trovo
nessuno, ed io piangere tanto
vorrei! — ma tu solo
gentile fantasma
saresti malgrado il mio pianto.

Più saggio è che vada,
che scelga la strada
deserta, se voglio sentirti
ancora sfiorare
le siepi e passare
com'agile ninfa furtiva

sull'orme future:
chè lecito è a ognuno
sognare l'assurdo, chiamare
nell'ore più dure
— dal cuore — qualcuno
che mai s'avrà modo d'amare.

F. F.

Fantaisie Révolutionnaire

Je songe à ces nègres qui plongent de leurs pirogues pour rechercher au fond de l'eau des pièces que du haut de leur paquebot lancent négligemment les touristes ennuyés. Et j'imagine les rôles tout à coup renversés; le touriste sur la pirogue et le nègre au bastingage. J'imagine qu'une Fée malicieuse d'un coup de sa baguette magique descend le banquier au fond de la mine et assied le houilleur au volant de sa luxueuse voiture. J'imagine le vaste éclat de rire, et le tragique de cet éclat de rire, que pareille plaisanterie provoquerait. Peut-être, cette révolution magnifique dégénérerait-elle en suicide collectif ou en félicité générale. Jamais plus, personne ne se sentirait tranquille, assuré de sa richesse ou de sa pauvreté. Ce serait, qui sait? le début d'un royaume de la charité.

La farce vaut d'être risquée. Je l'ai jouée déjà plusieurs fois. En rêve. C'est d'ailleurs un des rares rêves qui en valent la peine . . .

Pierre Defarguès.

Ob das so sein muss?

Es ist ein schöner, stiller Abend. Ich räume meine Bücher zusammen und schlendere noch schnell zu meiner Tante hinunter, die sich so sehr über meinen kleinen Besuch freut. Da ruft eine Mitstudentin aus dem Fenster: «Hallo, wohin so spät? Ein Rendez-vous natürlich, hoffentlich landest du gegen Morgen wieder zu Hause!»

«Weisst, ich gehe nur schnell meine Tante besuchen.»

«So, so», lächelte das Mädchen verständnisvoll zurück, «ich begreife; das nächste Mal sagst du besser die Wahrheit, ich seh' es dir schon an . . .» und geschlossen ist das Fenster.

Ich habe lange darüber nachgedacht, und es ist mir seither aufgefallen, wie oft wir uns die einfachsten Sachen nicht glauben. Dieses Misstrauen hört nicht auf bei den Studenten, es geht weiter bis zu den Professoren. Ob das so sein muss?

Susi.

Philologen

«Bemesst den Schritt! Bemesst den Schwung!» Hat C. F. Meyer das wirklich zu den Philologen gesagt? Jedenfalls scheinen sie dies Wort reichlich ernst zu nehmen. Da emsiges Trippeln, dort schwerfälliges Schleichen. Einst hat ein dynamischer Geist «Wir Philologen» geschrieben. Noch heute könnte man fast Satz für Satz zitieren, denn das Serum hat nicht gewirkt. Noch überall der breite Optimismus und wie wenig grosse Skepsis, ohne die es keine Geisteswissenschaft gibt.
Wieviel Verstand, wie wenig Vernunft. Wieviel Herumgeistern, wie wenig Geist. Die philologischen Probleme als Abbild unserer Gesellschaft: das Mittel- und Letztrangige im Vordergrund. Ueberall der Drang nach innen, wo es doch nur Wege nach aussen gibt. Ach Gott, und so wenig grosse Geste, so wenig Schwung von innen her. Wieviel Aufblähen des eigenen Ich — auch noch in den besten Fällen, wieviel Sicherheit bei aller Ameisenarbeit, wie wenig grandioses Infragestellen des eigenen Tuns. Wieviel Tugend, wieviel Bravheit, wie wenig Frechheit, wie wenig désinvolture dagegen. Wie wenig Geschmack für — sagen wir's ruhig: Nihilismus, der allein uns in echten Schwung versetzt. Creatio ex nihilo — aber nein: Material! Material! Und dahinter verschanzt man sich eng gegen eisige Luft, und es entsteht die Wärme von Kaninchenställen. Statt dass man an der Grenze stünde in der grossen Schlacht zwischen Sein und Nichts und zugrunde ginge oder wesentlich würde — und wüsste. Aber nein: immer derselbe unfruchtbare Sektiererglaube, dass man vom kleinen Wissen zum grossen gelange. Daher soviel Wichtignehmen von Dingen, die keine Beziehung haben zum grossen Geheimnis, daher soviel Geheimniskrämerei. Wir sind dauernd nur um Haaresbreite vom Nichts getrennt.

Ich befürworte eine Philologie, die nur noch vom Bezug zu jenem lebt, auf dass sie sinnvoll werde. Sie wäre dann von Begeisterung getragen und erschöpfte sich nicht in Worten über Worte. In Staigers Poetik steht geschrieben: «Wer nicht mitschwingt, fordert Gründe.» Vielleicht gäbe es dann mehr Schwung, weniger Gründe, mehr echte Beziehung zum Wort, weniger vom Beziehungsmangel genährte Diskussionen darüber. Ich liebe den Logos, bin Philologe. Aber ich liebe ihn nur dort, wo er die äusserste Dichte und Notwendigkeit besitzt, am Rande des Abgrundes, und nicht verdünnt in der staubigen Luft binnenländischer Büchersäle, diesen Brutstätten der Philologen, deren Hand der Logos fast immer entrinnt, und wo übrig bleiben Worte, deren mehr oder weniger kluge Anordnung am Ende den Namen Dissertation tragen darf, ein Inbegriff von Schwunglosigkeit; Dörrobst unserer Kultur. Ich aber liebe die lebendige Frucht und suche schwingende Herzen, suche Menschen, die mit einem Fühler ihrer Seele in den weiten, dunklen Räumen des Nichts haften, um von dort her den Rest dieser selben Seele in steter Schwingung zu halten. Menschen, die lebendige Schwingung bewahren in ihrer Tätigkeit als Philologen, die von da her einsehen, dass alle noch so gescheiten Aussagen einfach nicht stimmen und die wissen, dass Kunst immer noch etwas ganz anderes ist. *Die das naive Vertrauen in den Begriff verloren haben.* Deren Sensibilität am Ende überhaupt nur noch das Wort des Künstlers selbst erträgt. Die lieber schweigen — und die dann erst reden, wenn ihr Wort die würdigste Form angenommen hat: wenn es selber lebt; wenn es schliesslich eigene Glut besitzt, weil geboren in jener Schlacht, um hinauszuleuchten in eine grosse Nacht. — Solche Philologen möchte ich der Welt wünschen.

Alexander Reichel, cand. phil. I.

Cagliostro-Beichte

Ich wurde zu Urvaters Zeiten geboren und war ein Mensch. Ich lebte, liebte und hasste; das war das Erbteil meiner Mutter. Ich war unsterblich; das war das Erbe des Vaters.

Wir töteten damals schon; aber wir töteten, weil wir mussten, und wir mussten, weil wir Hunger hatten.

Ich wurde älter; ich opferte, Kinder mordend, dem Moloch, und lag mit dem Gesicht im Staube vor Rah. Man sagte mir, Christus von Nazareth sei geboren und sei der Erlöser; da rief ich Hosianna. Man sagte mir, er sei ein Betrüger, und da kreuzigte ich ihn. Ich glaube, ich wollte die Menschen von einem Uebel befreien, und glaubte als ein Christ, die Türken seien es; und als Türke, die Christen seien es.

Ich verbrannte Jan Hus; denn er war ein Ketzer. Während des Dreissigjährigen Krieges mordete ich fünfzehn Jahre lang Ketzer; denn ich glaubte, ich kämpfe für das Gute. Und fünfzehn Jahre lang watete ich im Blut; denn ich glaubte, die Reformatoren würden die Welt verbessern. *Und es waren Tausende mit mir.*

Ich verbrannte Hexen, weil sie rote Haare hatten; als Inquisitor marterte und mordete ich; denn die Menschen waren vom Teufel besessen. Ich verkaufte Sklaven, weil ich eine weisse Haut hatte und wurde als Sklave verkauft, weil ich eine schwarze hatte. Es war Gesetz und richtig so; denn ich glaubte es. 1914 war ich Franzose und mordete Deutsche; denn man sagte mir, das Vaterland verlange es so. 1916 war ich Deutscher und mordete Franzosen; denn ich glaubte, das Vaterland verlange es. Ich betete beide Male zu dem gleichen Gott um den Sieg. Ich mordete Jahrtausende lang, weil ich glaubte.

Während meines ganzen Lebens schachtelte ich die Menschen in Kästchen und Fächer, nach Religionen und Traditionen, nach Hautfarben und Ahnenpässen, nach Nationen, Ideologien und Geldsäcken. Der Masstab war das Fach, in dem ich mich befand. Ich glaubte, ich wollte den Menschen Gutes tun. Darum kämpfte und mordete ich, fluchte, betete und lag im Staub. Es waren immer Menschen mit mir, manchmal Tausende, manchmal Millionen. Und es waren immer Menschen gegen mich. Ja, ich mordete Jahrtausende lang; denn ich glaubte.

Wir glaubten an Ideen und Götter, an Ideologien, Menschen und Propheten und an solche, die es zu sein glaubten. Es war so leicht, einen Glauben zu haben, der mir befahl, was gut und böse ist. Menschen sind so gerne bereit, es sich leicht zu machen. Und ich bin ein Mensch.

Und eines Tages kamen die Gespenster. Es waren alle diejenigen, die durch Glauben töteten oder getötet wurden. Es war eine endlose Reihe, und ich sah Danton, Napoleon, Christus und den Sonnenkönig, Dschingis-Kahn, Mohammed, Maria Theresia, Hitler und Robespierre. Es war eine endlose Reihe und alle hatten Fragen und Entsetzen auf ihren Gesichtern, denn hinter ihnen kamen die Millionen von fragenden Toten, die sie geschaffen hatten. Es war eine endlose Reihe, und das erstemal stieg eine Frage in mir auf, an mich und an andere: «Was hast *du* gemacht?» Da konnte ich nicht mehr töten. Ich dachte und mein blinder Glaube war geschlagen. Ich fragte und fand mich schuldig; denn ich war Jahrtausende lang blind gewesen, wo ich sehen durfte. Darum antwortete ich, wo ich fragen sollte. *Und es sind Millionen mit mir.*

Protestieren ist leicht

Am 1. März 1948 hielten die beiden Studentenschaften Zürichs eine Protestversammlung gegen die ideologische Annexion der Prager Universität durch das neue Regime ab.

Am 5. Februar 1949 wurde die Aktion «Ring in der Kette», die von der Redaktion des «Zürcher Student» als Beitrag an die Radio-Beromünster-Aktion «Wir retten 10 000 Kinder Europas» organisiert worden war, abgeschlossen. 75 Prozent der Kommilitonen hatten für die hungernden Kinder Fr. —.— (null Franken null Rappen) übrig.

Es ist wohltuend, zu protestieren. Zumal dann, wenn das verabscheuenswürdige Objekt des Protestes ausser Reich- und Schussweite und dazu hinter einem Vorhang von bester hermetischer Qualität sitzt. Es ist wohltuend, ab und zu die kalte Brust am Feuer einer flammenden Kundgebung zu erwärmen.

Solidarität ist eine billige Sache, solange als Preis bloss eine Protestversammlung, zu Fr. 2.— die Stunde, verlangt wird. Man hat die Stunde hochherzig hergegeben und — «man hat es ihnen wieder einmal gesagt, den Halunken!»

Wir haben «ihnen» in der Tat manches Grosse und Substantielle gesagt. Freiheit, Menschenwürde, Wahrheit sind Worte, die sich in solchen feierlichen Augenblicken sehr gut machen, weil ihnen ausgesprochen erwärmende, sogar erhitzende Eigenschaften zukommen. Aber was meinten wir eigentlich damit? Etwas, das uns allen gemeinsam ist, etwas ausserhalb unserer persönlichen Interessen und jenseits des erbärmlichen nervus

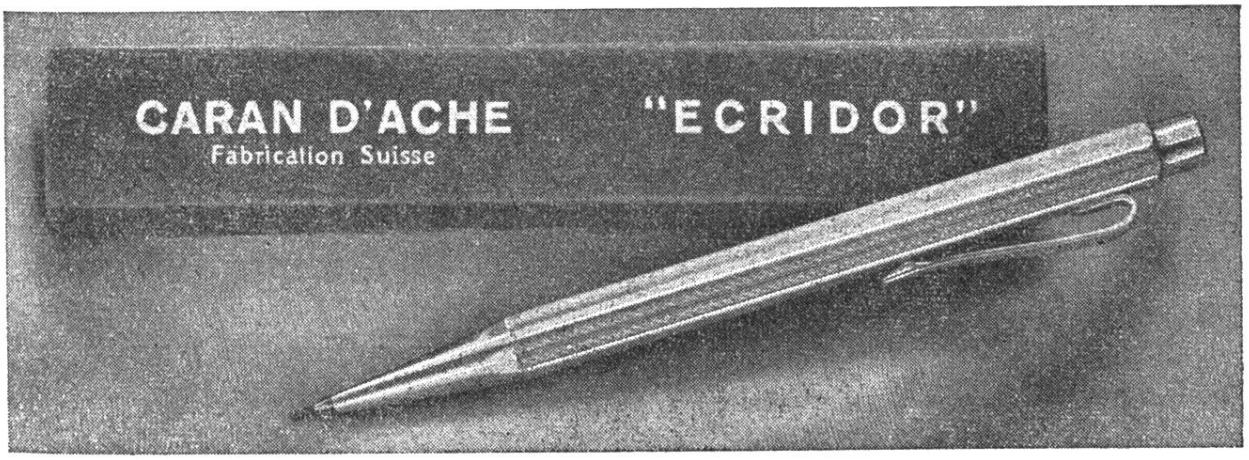
rerum? Vor allem: war es etwas, das wir ohne weiteres mit einem Griechenkind aus Konitza oder einem kleinen Deutschen in Lübeck geteilt hätten?

Freiheit und Unabhängigkeit würden wir ohne weiteres mit ihnen teilen; denn das kostet uns nicht viel. Aber was nützen alle diese abstrakten Werte (die doch nur Worte sind), wenn wir ihnen nicht auch die materiellen Grundlagen zu geben gewillt sind? Freiheit ohne Brot ist Freiheit zu Verhungern, und wer verhungert, sehnt sich nach duftendem, knusperigem Brot, auch wenn der Bäckerladen hinter Stacheldraht steht! Primum vivere . . .

Damit wäre alles gesagt. Auch über unsere Glückskettenaktion, deren Erfolg (vgl. «Zürcher Student» Nr. 8, 26. Jahrg.) gezeigt hat, dass die Mehrheit von uns es für weniger kostspielig und wichtiger hält, mit Protesten gegen einen fait accompli anzurennen, als zu verhindern, dass sich eines Tages an 10 000 Kindern derselbe fait accompli erfülle, nämlich die kalte Versklavung. Wie die Liebe, kann auch der Hass durch den Magen gehen, und auf Hass errichten die scharlachroten Potentaten ihre Sklavenreiche. Aber das kümmert uns ja nicht. Für uns zeigt die Gefahr aus dem Osten nur *ein* Gesicht, das der Bedrohung unserer eigenen Person inkl. Bankkonto und Tennis-court. Besässen wir eine sichere Garantie, dass das Eigentumsrecht an diesen Kostbarkeiten gewahrt würde, wir liessen uns nicht einmal zu einer Protestkundgebung mitreissen. Abendland hin oder her.

Doch das Leben geht weiter. Der Hunger der Kinder auch.

P. Frey.



Missverstandene moderne Kunst

Von Oscar Dalvit

Hatte die moderne Kunst in den vorangegangenen Auseinandersetzungen (siehe Heft 2 und 3) Verurteilung oder bestenfalls verständnisvolle Ablehnung erfahren, so kommt nun ein Verteidiger der Moderne zum Wort. Oscar Dalvit ist unsern Lesern kein Unbekannter; diesmal spricht er nicht als Kunsttheoretiker, wie in den Arbeitsgemeinschaften, sondern aus seiner praktischen, schöpferischen Erfahrung über ein Thema, das ihm wie kaum einem zweiten am Herzen liegt. *Red.*

Die moderne, das heisst ungegenständliche und surreale Kunst hat erbitterte Gegner und begeisterte Verfechter. — Man wirft ihr vor, dass sie eine Kunst nur für Kenner sei. Viele empfinden sie kindisch und primitiv. Man glaubt, dass im besten Fall darin eine Selbstrealisierung des Künstlers zum Ausdruck komme und daher nur diesen interessieren könne. Man sieht in ihr rücksichtslose Enthüllung von Gefühlen, eine Explosion, eine Aufweichung und Zertrümmerung unserer Welt, — den Künstler nicht als Schöpfer und Erfüller seiner Zeit, sondern entweder als ihr Opfer oder ihr Zerstörer. Die moderne Kunst sei «intellektualistisch-nihilistisch», oder auch «individualistisch-triebhaft-abstrus-irrational». — Andere sehen in ihr das Gegengewicht zu unserer Zeit, in welcher die Aussenwelt überbewertet wird und die sich durch eine Ueberbetonung der Technik auszeichnet. Man spricht davon, es werde in der modernen Kunst ein Anschluss an «innere» Ordnungen vorbereitet und vollzogen. Man glaubt, dass sie das «Reich in uns» oder dann transzendente Räume erschliesse. Ihr sei das Schauen in neue Dimensionen, in neue Verhältnisse von Gegenwart und Vergangenheit zu verdanken. Es werden «starke Verdichtungen» von religiösen Kräften, Brennpunkte der Meditation, Ansätze einer gereinigten Humanität darin erkannt. Man sagt, sie sei im Begriff, ein neues Weltbild zu schaffen. Das Geistige, das Absolute, das Reine und Unabgeleitete stehe im Zentrum der Bemühungen . . .

Von beiden Seiten wird in Worten gesprochen, die meist nur bei weltanschaulichen oder religiösen Bekenntnissen und Kämpfen gebraucht werden.

Betrachten wir die heutige Kunstsituation, so könnten wir sie mit einem riesigen Acker vergleichen. Mannigfaltige Gevierte enthält er, die zum

LIEBE KOMMILITONEN!

Wie Ihr aus der Tagespresse und aus der vorliegenden Nummer des «Zürcher Studenten» erfahren habt, ist es jetzt so weit. Unsere eigenen Buchhandlungen sind im Entstehen begriffen und werden zu Beginn des Wintersemesters ihren Betrieb aufnehmen. Eine Buchhandlung aus dem Nichts aufzubauen ist bestimmt keine leichte Sache. Wir sind daher auf Eure weitgehende Mitarbeit angewiesen.

Es ist für uns vor allem wichtig, über eine genaue Liste jener Bücher zu verfügen, die für uns Studenten am wichtigsten sind. Wir bitten Euch daher, die auf den nächsten zwei Seiten gestellten Fragen ausführlich zu beantworten und ihnen weitere Anregungen und Fragen beizufügen. Die ausgefüllten Fragebogen werft Ihr in die in den Hochschulen und im Studheim aufgestellten Urnen oder lässt sie dem VSS (ETH 44 a) zukommen.

Wir danken Euch.

FRAGEBOGEN

1. Welche Bücher hast Du für Dein Studium (Fakultät: .....) bis heute angeschafft (Titel, Autor, Verlag)?

.....

.....

.....

.....

2. Welches sind die Bücher schweizerischen oder ausländischen Ursprungs, welche Du in unserer Buchhandlung verbilligt zu kaufen wünschest (Titel, Autor, Verlag)?

.....

.....

.....

.....

3. Für welche vergriffenen Lehrbücher wünschest Du eine Neuauflage und in welchen Teilgebieten Deines Studienfaches vermissest Du geeignete Literatur?

.....

.....

.....

4. Würdest Du für ein typisches Lehrbuch eine 30 Prozent billigere Ausgabe im Offsetdruck einer teureren Buchausführung vorziehen?

.....

.....

5. Weitere Anregungen:

.....

.....

.....

.....

DURCH STUDENTEN
FÜR STUDENTEN

entsteht die

**SCHWEIZERISCHE
AKADEMISCHE
BUCHGENOSSENSCHAFT**

Zeichnet Anteilscheine
zu Fr. 5.— oder 20.—
und dokumentiert damit Eure

SOLIDARITÄT

Teil auf- und umgebrochen sind. Da steht noch die alte Saat, dort wächst Unkraut, hie und da spriesst erstes Grün einer neuen Saat. Die verschiedenen Zustände bestehen *zugleich*, und es ist oft schwer, zu entscheiden, wo die zukunftsträchtige Frucht wachsen wird. Wir stehen vor keiner einheitlichen, wohl aber vor einer sehr komplexen Situation, die auch im folgenden nur fragmentarisch, eingeschränkt auf knappe Linien behandelt werden kann.

Nicht nur in der Kunst, sondern in fast allen Gebieten spürt der aufmerksame Zeitgenosse, dass eine Um- und Neuschichtung im Gange ist. — Wir befinden uns vielleicht in einem Zwischenraum: das Vergangene wird oder ist abgebaut, das Neue noch nicht aufgerichtet; wir sind in jener Zwischenzeit, in der Gewesenes versinkt, zurücktritt, das Kommende aber noch nicht geworden und gereift ist. Vieles, das früher wichtig schien und lebensnotwendig war, wird unwichtig und belanglos. Anderes tritt in unsern Gesichtskreis, das vorerst erschreckt, befremdet, abstösst und lockt zugleich. Wir sind nicht mehr das eine und noch nicht das andere. Wir stehen vor Konflikten und Problemen, deren Lösung kaum abzusehen ist. — Dieser Prozess setzt alles in Fluss und Bewegung; wir müssen uns eingestehen, dass sich Werdendes nicht mit Mitteln und Denkgewohnheiten fassen lässt, die bei einer geschlossenen oder reif gewordenen Kultur am Platze sind. — Dass solcher Uebergangszeit Gefahren innewohnen, wer möchte das übersehen? Ob wir deswegen aber das Recht haben, uns zu distanzieren oder die Entwicklung zu negieren? Mir scheint im Gegenteil, nur dann, wenn wir uns offen und lebendig, erleidend und erkennend dem Geschehen aussetzen, werden Mittel und Wege gefunden, die positiven Ansätze in der Moderne wahrzunehmen.

Die Aufgaben, vor denen der moderne Künstler steht, sind so gross, dass sie weder eine Generation, geschweige denn ein einzelner Künstler wird bewältigen können. Es geht eingestandener- oder uneingestandenermassen um die Schaffung eines neuen Welt- und Menschenbildes. — Das Gemeinsame in den bis heute sichtbar gewordenen Aeusserungen ist, trotz verschiedenartiger Ausprägungen, die Abwendung von der äussern Realität. Es findet eine Introversion statt. Rilkes Worte könnten als Motto vorausgesetzt werden: «*Nah ist nur Inneres, alles andere fern!*» . . . Dass, nachdem die Aufmerksamkeit lange Zeit dem Aussen galt, diese «transzendente» oder «innere» Welt vorerst chaotisch anmutet, ist begreiflich. (Aber auch das Chaos hat einen negativen und positiven Aspekt.) Bevor Ordnung entsteht, muss die «Unordnung» aufgedeckt werden, welche in jenen Bezirken herrscht, die Generationen hindurch vernachlässigt wur-

den. Dabei dürfen wir in Betracht ziehen, dass manches chaotisch wirkt, was nach tieferm Eindringen als sinnvolle Ordnung erkannt wird. So zum Beispiel die ostasiatische Musik: dem ungeschulten Ohr tönt sie unangenehm, fremd, eben chaotisch, was sie aber durchaus nicht ist.

> *Dass wir vor oder an einem Beginn stehen, wird immer wieder ersichtlich. Es ist nicht Zufall, dass in der modernen Kunst oft die Eiform (oder deren Abwandlungen), embryonale Gebilde (Brancusi, Arp, Moore), die Waagrechte und die Senkrechte, das Kreuz, der Kreis, das Quadrat (Meyer-Amden, Kandinsky, Mondrian) auftreten. Es sind Bausteine, elementare Urformen, welche die Basis für die Zukunft ergeben sollen.*
> *Jede Epoche kennt einen solchen Beginn. Wir finden manche Analogien zu frühern Perioden, in denen, wie in der unsrigen, eine neue Zeit vorbereitet und eingeleitet wurde. Frühgriechische «Idole», zum Beispiel ein Oval mit einem nasenartigen Formansatz im Zentrum oder irische Miniaturen in ihrer lapidaren Formsprache weisen gemeinsame Merkmale mit modernen Gestaltungen auf.*

Es kann nicht von Identität oder Nachahmung gesprochen werden. Diese gemeinsamen Züge könnten darauf hinweisen, dass die Moderne keineswegs traditionslos ist; nur müsste man in tiefern Schichten suchen und nicht einen äusserlichen Anschluss an archaische Formen nachweisen wollen. Die Moderne wurzelt durchaus in unserer nahen und fernen Vergangenheit, aber nicht in den rasch wahrnehmbaren und oberflächlichen Erscheinungen derselben. Die heutigen Versuche, die keine «Vorwegnahme der Erfüllung» sein wollen und können, möchten eine Beziehung schaffen zu jenen Kräften, die allem Leben zugrunde liegen. Henry Moore schreibt:

> *«Wenn ein Werk bildender Kunst nicht auf Naturnachahmung ausgeht, so bedeutet das keine Flucht vor dem Leben — es kann ein Eindringen in eine tiefere Wirklichkeit sein, nicht ein Beruhigungs- oder Betäubungsmittel. Keine geschmackvolle Angelegenheit, kein Spiel mit Farben und Formen in reizvoller Verbindung, keine blosse Dekoration — es verkörpert den Sinn des Lebens, es ist ein Ansporn zu grösserer Intensität.»*

Dass dies zu einer Zeit als notwendig erkannt wird, in der die Erkenntnisse der Atomphysik im Mittelpunkt des Interesses stehen, in der die Atombombe mit der Vernichtung unserer Existenz droht, ist bezeichnend und begreiflich. Denn die Dinge, das Leben, sind gefährdet! Die Not der Stunde verlangt, dass diese Dinge, dieses Leben wieder zentral und von innen her begriffen und das Unzerstörbare aufgezeigt wird. Denn bei Paul Klee, Meyer-Amden, Schlemmer, Brancusi und vielen andern wird nichts zerstört, sondern viele Gebiete unseres Lebens, die Dinge, die Na-

tur, das Leben selbst werden neu begriffen und von einer zeitlichen Mitte aus gestaltet. Ganzheit wird hier evoziert.

Wenn das Augenmerk wieder auf das Geistige und Wesentliche gerichtet ist, werden auch die besten Erzeugnisse (natürlich nur diese) in der modernen Kunst verständlich. Wenn heute die Allgemeinheit diesem Werdeprozess fremd gegenübersteht, so sicherlich auch deshalb, weil kein homogener, gesunder Volkskörper mehr vorhanden, sondern derselbe weitgehend zur Masse verflacht ist. Diese wird in ihrer Gesamtheit kaum je fähig sein, echte Kunst (ob klassisch oder modern) oder Religionsinhalte und -Formen zu erleben, geschweige denn zu verstehen. — Es gibt aber auch heute noch genug einzelne, die Beziehung zum Geschehen, zu den neuen Formen und Inhalten finden und haben. Sie werden (auf weite Sicht gesehen) das Ferment bilden und allmählich eine Basis schaffen, welche Vorbedingung ist, dass wieder allgemeingültige Inhalte und Formen auch allgemein (so weit dies überhaupt möglich ist) verstanden werden.

Zuerst müssen die Vorarbeiten geleistet werden. Denn bis alle Bereiche des Menschen, der Natur, des Geistes wirklich von der Tiefe her erfahren und gestaltet sind, wird noch manche Generation daran arbeiten müssen. Diese Arbeit kann nicht nur von den Künstlern, sondern muss auch von jedem einzelnen geleistet werden.

Dass die moderne, genauer: die ungegenständliche und surreale Kunst schon bald vierzig Jahre existiert und heute mehr denn je die jungen Künstler in ihren Bann zieht, scheint ein Zeichen zu sein, dass nicht die Mode, sondern eine unausweichliche Notwendigkeit sie diktiert. Diejenigen, welche hofften und glauben, ein neuer Ismus, eine Restauration oder gar neue Revolution löse in Bälde diese Kunstäusserungen ab, vergessen, dass Kunst nicht auf Befriedung von schnellebigen Sensationen aus ist, sondern, wenn wirklich Echtes wachsen soll, dies langsam geschieht.

Oft braucht es Jahrhunderte, bis ein Keim zur Blüte und dann zur Frucht reift.

Wenn wir Kontakt aufnehmen und immer wieder von Neuem in Verbindung treten mit dem, was heute entsteht, wird in uns selbst der Boden bereitet; wir spüren langsam und erkennen allmählich, wo das erste Grün einer neuen Saat aufschiesst. Den allgemeinen Kulturpessimismus wird dann der Glaube und die Hoffnung an eine neue, wenn auch noch ferne Zukunft ablösen.

Sozialer Fortschritt

Schweizerischer Stipendienfonds für Studierende.

Stipendien — ein Almosen? Die heutige Lage im schweizerischen Stipendienwesen möchte das beinah glauben machen, wenn man all die fast unerfüllbaren Bestimmungen, die langen Wartezeiten und schliesslich die teilweise sehr kleinen, allgemein ungenügenden Stipendien des heutigen Fonds kennt. Eine soziale Erneuerung tut hier wirklich not; dabei ist es erfreulich, dass der dazu nötige Anstoss von der Studentenschaft selbst ausging — der Vorstand des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften war durch die letztjährige Generalversammlung beauftragt worden, eine Expertenkommission zu bestellen, die sich neben Studenten aus Dr. H. Bosshardt, Sekretär des Schweiz. Schulrates, als Vorsitzendem, und den Herren Rektor Tiercy, Genf, Landammann Odermatt, Buochs, als Erziehungsdirektor, und Professor Ruck, Basel, zusammensetzte.
Nach intensiver Arbeit kann diese Kommission heute eine Vorlage präsentieren, die den Wünschen aller Studierenden gerecht werden kann. Für die Kommission war es dabei nicht leicht, den Weg zu finden, der zum Erfolge führen wird. Zum vornherein war es aber klar, dass die allgemeine finanzielle Lage es nicht gestattet, einen Fonds zu errichten, der *allein* allen Bedürfnissen gerecht würde; das Augenmerk der Kommission lag vor allem darin, eine Vorlage auszuarbeiten, die Aussicht auf baldige Verwirklichung haben wird.

Der Schweizerische Stipendien- und Darlehensfonds für Studierende an Hoch- und Mittelschulen

ist aus diesem Grunde als *zusätzliche* Stipendienquelle gedacht, mit dem eminenten Vorteil, damit die Schwierigkeiten der bereits bestehenden Fonds zu mildern und gleichzeitig für die neuen Stipendien allen Bewerbern einheitliche und einfache Bestimmungen zu schaffen.
Der Angelpunkt des ganzen Problems lag in der Finanzierung, berechnete die Expertenkommission doch einen Minimalbedarf von 1,2 Millionen Franken, um Jahresstipendien in der durchschnittlichen Höhe von 600—700 Franken vorzusehen; bei einer möglichen Stipendiatenzahl von 20 % der Schweizer Studenten. Die soziale Struktur des Projektes liess es angemessen erscheinen, den Schweizerischen Stipendienfonds durch einen Akt gemeinschweizerischer Solidarität zu errichten — zur Finanzierung also die Kantone, den Bund und die Studentenschaft heranzuziehen. Die *Kantone* leisten gesamthaft 900 000 Franken im Jahr, untereinander aufzuteilen je nach dem Anteil an der Zahl der Studenten, die in diesen Kantonen Wohnsitz haben — die von der Staatskasse heute bereits für Stipendien ausgeschütteten Beträge sind dabei durch die neu vorgesehenen Quoten ablösbar; der *Bund* 200 000 Franken im Jahr, vorgesehen als *Zentralfonds* für Stipendien zu zusätzlichen Studien im In- und Ausland wie auch für Darlehen zur Drucklegung von Dissertationen; jeder *Student* Fr. 7.— pro Semester. Der Beitrag der Studentenschaft ist so bemessen, dass er für den einzelnen Studenten erschwinglich ist, anderseits aber seine Solidari-

tät dem finanziell schwächeren, auf Stipendien angewiesenen Kommilitonen gegenüber dokumentiert.
An einigen unserer Hochschulen werden Beträge von der Studentenschaft für diesen Zweck bereits entrichtet, eine einheitliche Lösung für alle Hochschulen ist also vertretbar. Der neue Schweizerische Stipendienfonds legt Wert auf diese Solidarität, die auch dadurch zum Ausdruck kommt, dass erstmals die *Kantone ohne Universitäten* zur Beitragsleistungen herangezogen werden; der für Mittelschulstipendien vorgesehene Betrag von rund 200 000 Fr. wird aber diesen Kantonen direkt wieder zugute kommen, so dass alle Kantone ein Interesse an dieser gerechten Lösung haben.
Eine gesamtschweizerische Lösung stösst allgemein auf die Bedenken, zu zentralistisch zu sein. Der Status des neuen Fonds kann sich jedoch rühmen, unseren schweizerischen Föderalismus kompromisslos zu wahren. Eine zentrale Kommission hat einzig die Aufgabe, für die nötige Koordination besorgt zu sein und verfügt selbst nur über einen prozentual kleinen Anteil der jährlich zur Verfügung stehenden Mittel zur Milderung von Härtefällen. Der Grossteil des jährlichen Kredites steht den Universitäten zur freien Verfügung. Die Mitwirkung der zentralen Kommission erfolgt lediglich zum Zwecke der Koordination zwischen den Hochschulen untereinander, und zwischen den Kantonen mit und ohne Hochschulen.

Staub aufwirbelnde Neuerungen und Ausbau ideologischer Positionen

Inland

Nicht allein der Kampf um den *Bücherrabatt* wirbelt zurzeit Staub auf. Die *Auflösung der Interessenkommission* mit Hinweis darauf, dass der Studentenschaft der Universität Zürich zurzeit kein gangbarer Weg offen stehe, in Angelegenheiten der Universität ein grösseres Mitspracherecht zu erhalten, ist nicht der einzige Vorgang an unsern Hochschulen, der zurzeit manche Geister aufregt. Auch die Bauprojekte für die Universität Zürich scheinen in dieser Weise zu wirken. Wenigstens hat die «Zürcher Woche», die sich unter anderem mehr und auch minder geschickter Berichterstattungen aus dem Zürcher Hochschulleben befleisst, am 16. Juni einen Leitartikel veröffentlicht, der sich mit dem

Umbau des Lichthofes unserer Uni

befasst. Ohne irgendwie zum Problem Stellung zu nehmen, möchten wir die interessanten Argumente des betreffenden Verfassers unseren Lesern kurz zur Kenntnis bringen: Es wird davon ausgegangen, dass die Kollektion von Abgüssen antiker Statuen in der Archäologischen Sammlung heute die grösste und wertvollste in ganz Europa ist. Wird sie in der bisherigen Augenklinik untergebracht, verliert sie die heutige übersichtliche Weiträumigkeit, die ausgezeichnete Vergleichsmöglichkeiten bot. Abgesehen davon werden sich am neuen Ort die grössten Stücke nicht aufstellen lassen. Vor allem wird aber geltend gemacht, dass die Sammlung für mindestens zwei Jahre im vierten Stock der Universität magaziniert werden müsse — ein zweimaliger Transport, der sich nach früheren Erfahrungen nicht ohne schwere, kostspielige und heute kaum wieder gut zu machende Beschädigungen und Verluste durchführen lasse. Abgesehen davon wertet es der Verfasser als ein Zeichen der Zeit, dass die

Abhaltung besinnlicher akademischer Feiern in einer Kirche (St. Peter) als «nicht ideal» bezeichnet werde. Das Projekt, die Friese und einige andere Sammlungsobjekte im zukünftigen Festsaal, das heisst im Lichthof, als Schmuck zu belassen, wird als ausserordentlich unglücklich bezeichnet, indem Gipsabgüsse wohl zu wissenschaftlichen Zwecken, nicht aber als Belebung eines Festsaales taugten.

An der Universität Genf

plagt man sich ebenfalls mit neuen Projekten. Es geht um die Einrichtung eines *Studentenrestaurants*, die sowohl von der Studentenschaft als auch vom Rektorat mit Nachdruck gefordert wird, da in Genf keine Möglichkeit besteht, zu gleich niedrigen Preisen wie z. B. in Zürich Mahlzeiten zu beziehen. Die bestehende Genfer Unibar ist nicht zur Lieferung solcher eingerichtet; es gibt sogar Leute, die sie bekämpfen, da das Löffelgeklapper in den geheiligten Hallen der Alma mater «profanierend» wirke. — Eine Unterschriftensammlung unter den Studenten soll nun helfen, den Widerstand gegen das Unirestaurant zu brechen. In diesem Zusammenhang rief eine verkappte *kommunistische Studentengruppe* zu Strassendemonstrationen und «Warnungsstreiks» auf. Dieser «Gruppe für sozialistische Studien» ist nun vom Senatsausschuss die Anerkennung verweigert und die Herausgabe eines kominformen Propagandablättchens verboten worden, da all diese Tätigkeit teils gegen die Statuten der Gruppe (die politische Stellungnahme ablehnen und sie als parteipolitisch unabhängig erklären) verstösst, teils ohne Ermächtigung des Rektors vor sich ging. — Von Genf aus geht auch eine Initiative zur Gründung eines *internationalen Hochschulsanatoriums*. Die Genfer Studentenschaft hat dem Initianten, Dr. med. Vauthier, dem Gründer und Leiter des Schweizerischen Hochschulsanatoriums, ihre volle Unterstützung zugesagt.

Ausland

Russland. Die russischen Studentenschaften haben den Beschluss der IUS, die «Partisanen des Friedens» zu unterstützen, gutgeheissen.
Japan. Nach Meldungen der IUS sollen zahlreiche japanische Studenten dagegen protestiert haben, dass die amerikanische Besetzungsmacht «fortschrittliche» (lies: kommunistische) Dozenten zu eliminieren sucht.

China. Die spanische Studentenzeitung «La Hora» berichtet, das rote Regime suche durch besondere Vergünstigungen die Akademiker für sich zu gewinnen, zu deren «Beschützerin» es sich proklamiert habe. Tatsächlich habe es damit einen gewissen Erfolg; u. a. seien einige bekannte Kuomintang-Theoretiker «umgefallen». Der Grund hiezu dürfte teils im Opportunismus, teils in den häufigen Schliessungen von Universitäten und Masseneinkerkerungen von Studenten zu suchen sein, mit denen die Regierung Tschiang Kai-Schek gegen Andersdenkende vorzugehen pflegte.

Belgien. Im Oktober wird die Europäische Universität in Brügge ihre Kurse aufnehmen. Sie umfassen drei Semester von je zehn Wochen. Zunächst werden die Studenten mit Europa, dann mit der heutigen europäischen Situation und zuletzt mit dem Funktionieren der künftigen internationalen Institutionen bekanntgemacht. Vierzig junge europäische Juristen, Oekonomen, Soziologen und Historiker mit abgeschlossenem Studiengang sind als erste Hörer angemeldet. Der Rektor hat zum Be-

ginn des Kurses, der mit einem speziellen Zeugnis abschliessen soll, einen Aufruf an die «Elite der europäischen Jugend» gerichtet, mitzuarbeiten am nunmehr nötigen entscheidenden Schritt zur europäischen Einigung.

Afrikanische Kolonien. Die Engländer haben in ihren afrikanischen Besitzungen in letzter Zeit eine Anzahl Eingeborenenuniversitäten errichtet, die jedoch noch keine grosse Bedeutung erlangt haben. Es fehlen meist die Studienmöglichkeiten für jene Fächer, für die sich die Neger speziell interessieren; namentlich die für die Bewirtschaftung wichtigen technischen Fächer bleiben den Weissen vorbehalten. Auch sind die Hochschulen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ausserordentlich dünn gesät, selbst wenn man die mangelhafte Grundschulung, die ohnehin in vielen Fällen die Voraussetzungen zum Studium nicht zu geben vermag, berücksichtigt. Zahlreiche afrikanische Negerstudenten ziehen daher das Studium an amerikanischen Negeruniversitäten vor, da sie dort grössere Möglichkeiten haben.

Deutschland. In der britischen Zone ist gegenwärtig, namentlich in Nordrhein-Westfalen, eine Diskussion um die Neugestaltung des Schulwesens im Gang. Es geht dabei vor allem darum, wie eine politische Beeinflussung des Schulwesens durch die jeweilige politische Mehrheit verhindert werden könne.

Oesterreich. Die volksdeutschen Studenten in Oesterreich sind nunmehr an den Hochschulen in bezug auf die finanziellen Bedingungen den österreichischen Studenten gleichgestellt worden.

Argentinien. Dieser Staat ist heute der einzige in Süd- und Mittelamerika, der sich weigert, andere als staatliche Hochschulen zuzulassen. In allen übrigen Ländern dieser Regionen sind, namentlich in den letzten Jahren, besondere katholische Universitäten eröffnet worden. *R. B.*

Brief aus Holland

Maastricht, den 2. Juni 1950.

Mein lieber Balthasar!

Wenn Du am Sonntagmorgen, den 4. Juni um acht Uhr zufälligerweise im Hauptbahnhof Zürich weilen wirst, so mag Dir wohl eine Gruppe junger Leute auffallen, die offensichtlich von einer langen Reise heimkehren. Staubige Schuhe, Russ und Dünensand in den Haaren, müde und mit Koffern, worauf bunte Etiketten prangen. Aber alle werden frohe Gesichter haben, ein grosses Erlebnis bergend. Es werden Studenten der Abt. III, 6. und 8. Semester, sein, die von der Hollandreise der Pfingstwoche heimkehren.

Offen gestanden, diese Exkursion ist mehr als eine Exkursion. Wir lernten in der zu Ende gehenden Woche nicht nur Industrien kennen, wir bestaunten nicht nur Hafenanlagen und für uns Schweizer ganz unbekannte und unvorstellbare Werke der Technik, nein, wir atmen in Holland die Luft und den Geist eines Volkes, das nach ertragener Not und Zerstörung tapfer, grosszügig und willensstark den Wiederaufbau und ein neues Leben beginnt, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Dennoch ist bemerkenswert, wie überall das Streben nach Vergessen der Kriegsjahre stark

in den Vordergrund tritt, und doch fühlt man immer noch die blutende Wunde im Herzen jedes Holländers. Und vielleicht gerade darum sind in Holland die Spuren des Krieges mehr als in anderen Ländern verwischt. Wohl grünt in Rotterdam, wo einst das Zentrum der Stadt war, wild wucherndes Unkraut, doch überall ist Ordnung und man spürt den Willen zum Wiederaufbau ...

Die Fülle der Eindrücke und die frohe Gastfreundschaft, mit der wir überall empfangen wurden, liess uns die wenigen Tage lang erscheinen, und es ist wohl kaum möglich, auf wenigen Seiten all das Gesehene zu beschreiben: Rotterdam mit seinem Hafen, Ymuidens modernes Eisen- und Walzwerk, die Trockendockanlagen der Amsterdamschen Droogdok-Maatschappij, die Rundfahrt an die Zuidersee (Ysselmeer) mit den ganz einzigartigen Trockenlegungsarbeiten, die Philipswerke in Hilversum und Eindhoven (III b), die Schuhfabrikation bei Bata Eindhoven (III a), die Kohlenzeche Mauritz in Lutterade und morgen schliesslich die ARBED Stahlwerke in Luxemburg. Und all dies durften wir unter kundiger Führung von Fachleuten besuchen. Ein Kränzlein möchte ich hier dem Exkursionsleiter des AMIV, Hugo Roth, und dem Exkursionsquästor (unserer lebendigen Wechselstube) Röbi Bischof winden, die mit der grosszügigen Mithilfe der HH. Prof. Dünner, Strutt und Weber die Reise trefflich organisiert haben, so dass auch Zeit für ein gelegentliches Fest übrig blieb. Auch haben der Elektrotechnische Verein der Hochschule Delft und die Niederländischen Staatsbahnen für Erleichterungen aller Art gesorgt, so dass alles, abgesehen von einigen Verspätungen und vielleicht etwas allzu überorganisiert langen Fussmärschen, angenehm und flüssig ablaufen konnte.

Ich möchte nicht vergessen, zu erwähnen, dass, der grossen Teilnehmerzahl wegen (wir sind etwa 88), der Schulrat in ganz generöser Weise den Unterricht an der Abt. III (6. und 8. Semester) für die Pfingstwoche einstellen liess. Allen, die mitgeholfen haben, eine solche Reise zu verwirklichen, die uns mehr bieten und lehren konnte, als wochenlanges Schulbankdrücken, sei hier im Namen aller Teilnehmer der aufrichtige Dank ausgesprochen. Vielleicht wird es bald so weit sein, dass jedes Jahr eine offizielle Poly-Auslandexkursion organisiert wird. Kommst du dann auch mit?

Mit Gruss

Dein *E. E. Sa.*

CHAPELIER · CHEMISIER · TAILLEUR

Fein-Keller & Co.

Bahnhofstr. 84, Zürich

Prof. Dr. A. H. Compton in Zürich

tg. Auf Einladung der Physikalischen Gesellschaft und der beiden Studentenschaften weilte am 17. Juni der bekannte Physiker und Nobelpreisträger Prof. Compton in Zürich. Er war nicht gekommen, um mit den Leitern unserer physikalischen Institute über die neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften zu diskutieren oder neue Theorien zu entwickeln; er war gekommen, um für eine Idee zu werben, die so alt ist wie die Menschheit.

Der Empfang, den die Physikalische Gesellschaft zu Ehren des Gastes veranstaltete, gab Prof. Compton Gelegenheit, einiges aus der Vorgeschichte der Gründung der «*World Brotherhood*» zu erzählen. Vor zwanzig Jahren entstand in Amerika die «Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft», die es sich zum Ziel gesetzt hatte, alle rassische und religiöse Diskrimination zu bekämpfen. An einigen Beispielen erläuterte der Referent die Arbeitsweise dieser Gemeinschaft, die sich nicht in nutzlosen Protesten erschöpfte, sondern in kleinem Kreise, aber dafür um so wirksamer die Verständigung zwischen Schwarzen und Weissen, zwischen Reformierten, Katholiken und Juden förderte. Wenn zum Beispiel in einer kleinen Stadt mit grossen religiösen Gegensätzen durch intensive Kleinarbeit der Arbeitsgemeinschaft der Bau eines reformiert-katholisch-jüdischen Kinderheimes beschlossen wird, so ist einer Verständigung weit mehr gedient als durch hundert noch so gutgemeinter Resolutionen und Aufrufe.

Hier in Europa und in der ganzen Welt sind die Probleme natürlich anderer Art. Wenn auch die Meinung von Prof. Compton, dass die religiösen Probleme in Europa und speziell in der Schweiz gelöst sind, nicht ganz stimmt, so sind es doch hauptsächlich die nationalen und internationalen Konfliktstoffe, dies es zu bekämpfen gilt. Un da hierin die Politiker bisher deutlich versagten, haben sich vor einigen Wochen in Paris Menschen zusammengefunden, die man füglich als die Vertreter der Kunst, Wissenschaft und Kirche bezeichnen kann, um auf den gleichen Grundlagen wie die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in Amerika eine weltweite Vereinigung zu bilden, deren Mitglieder in kleinem Kreise für den Frieden und gegen die nationalen Vorurteile wirken sollen.

Prof. Compton, der sich ganz in den Dienst dieser Idee gestellt hat, berichtete am Abend in seinem Vortrag über «*Atomic Physics and Human Relation*» zunächst über die Entwicklungsgeschichte der Atomphysik, um dann auf das Thema überzugehen, über welches seit fünf Jahren mehr

Dummes als Vernünftiges geschrieben worden ist: die Atombombe. Wie kaum ein anderer ist er dazu befähigt, darüber zu sprechen, war er doch massgeblich an ihrer Entwicklung beteiligt. Als er sich mit dem Problem auseinandersetzte, ob es recht war, die Atombombe über Hiroschima und Nagasaki abzuwerfen, fühlte man direkt, dass dieser Mensch sich der Verantwortung bewusst ist, die er zu tragen hatte, als er den Abwurf befürwortete. Seine Ausführungen waren weit eher ein persönliches Bekenntnis als ein nüchterner Vortrag.
Jedoch können Konflikte nicht durch Gewaltmittel aus der Welt geschafft werden. Deshalb erläuterte Prof. Compton noch einmal — diesmal vor grösserem Publikum — die Ziele der «World Brotherhood», und der Beifall, der seinen Worten folgte, bewies, dass auch bei uns in der Schweiz die Resonanz für seine Bemühungen gross ist. Leider konnte keine Diskussion zustande kommen, da Prof. Compton noch am selben Abend nach Frankfurt weiter reiste, um auch dort für seine Ideen zu werben. Wir wünschen ihm viel Glück dabei, hauptsächlich, wenn er seine Vortragsreise hinter den eisernen Vorhang ausdehnen will.

SONAFE-Impressionen

«Leben ist nichts,
Erleben ist alles.»

Mit einer Ehrenkarte für den Chronisten fing es an, mit einem leicht beduselten Kopf hörte es auf. Doch was dazwischen lag, war köstlich und ist nicht in starre Worte zu fassen.
Attraktion. Ponchielli spielt, dem See entsteigt eine weisse Fee, aus dem Gebüsch taucht eine blaue Elfe auf und in anmutigem Spiel schweben sie bald vereint, bald getrennt über das feuchte Gras. Scheinwerfer zünden, Scheinwerfer löschen. Das Spiel ist aus.
Polonaise. Ich sitze im lichten Gebüsch am Rande des Weges. Dicht vor meinen Augen defilieren die Paare, und die schaukelnden Lampions tänzeln über stumme Bäume und leuchtende Gesichter. Wie entzückend sind die Kleider, wie schön ist die klare Mondnacht und wie romantisch die Mondsichel über dem jenseitigen Ufer! Und dennoch, was wäre ein Fest ohne die unendliche Vielfalt der Gesichter! Zwei Augen, eine Nase, ein Mund. Sonst nichts. Doch eine ganze Welt kann sich darin spiegeln: Freudige Erwartung oder ätzende Langweile, ausgelassener Uebermut oder steifes Zürchertum, stilles Glück oder glühende Sentimentalität. Ich erliege der Faszination des fremden Gesichtes.

Ufer. Dunkelheit. Leises Rieseln des Wassers. Die Luft ist warm und riecht nach feuchtem Gras. In den Büschen hängen Schleier zarten Parfums. Viele Bänke. Keine ist leer. Sentimentalitäten, Romantik oder selige Zweisamkeit? Je nach Veranlagung. Von Zeit zu Zeit streicht ein Scheinwerfer dem ruhigen, dunkeln Ufer entlang.

Steiler Weg, Baumwurzeln, tiefe Aeste, da und dort ein Pärchen. Nacht. Auf der Höhe ist Licht und Musik und wirbelnder Tanz. Alles tanzt — sittsam, übermütig, steif oder vergnügt. Auf den verlassenen Tischen langweilen sich die Flaschen, und ihre offenen Mäuler gähnen zu den Sternen empor.

Das Gasthaus gleicht einem Bienenstock. Hier herrscht ein Durcheinander von Kommenden und Gehenden, Tanzenden und Servierenden. Und über allen hängen die originellen, teils wilden, teils gemütlichen Dekorationen, dominiert vom tollen Wirbel der Töne vieler Orchester.

Neckische Mondsichel am Sternenhimmel, flackernder Silberschweif quer durch die schwarze Leere des Sees, feuchte Wiese, ein inniges Paar steht an einsamer Stelle. Der empfindsame Verliebte — Schweizer — in Verzückung vor so viel Schönheit, spricht: «Wie schön der Mond, wie eine Laterne. A propos Laterne, als ich das letztemal im Militärdienst war, da . . . » Es ist eine irrige Meinung, Sentimentalität sei ein Produkt der Dunkelheit und des Ortes (natürlich gilt auch hier: «L'occasion fait le voleur»). Sie ist ein ausgesprochenes Charakteristikum des einzelnen Menschen. Wir begegnen immer wieder denselben Sentimentalen, nur ihre Partner oder Partnerinnen wechseln von Fest zu Fest.

Grosses Dampfschiff. Oben dunkel, unten hell. Halb liegt es am Ufer, halb schwimmt es im tiefen geheimnisvollen Wasser. Wie eine Zauberinsel ist es von ferne zu schauen. Aus dem hellerleuchteten Heck dringen die Töne der Trompete, unterbrochen von den kurzen Schlägen der Drums, und ich sehe durch die Lucken einen Knäuel von Beinen, Hosen, Stühlen und Décolletés. In regelmässigen Abständen stöhnt die alte «Helvetia» Dampf. Mir gefällt dieses Aechzen, es ist so gemütlich, altmodisch und doch rhythmisch. In einer Ecke zwischen Rettungsringen kauert eine Kollegin, auch eine Journalistin, und schreibt. Ich schreibe nicht, ich geniesse. Lange ziehe ich herum und empfinde den Zauber dieser aussergewöhnlichen Nacht. Es verläuft alles spielend, harmonisch und ruhig. Von Organisation verspüre ich nichts, was beweist, dass sie gut ist.

Dämmerung, Müdigkeit, Rückzug aufs Schiff. Leise stampfend entgleitet das Boot mit den Menschen der glücklichen Insel. Vorbei ist der schöne, schöne, der glückselige Traum und wird zur Erinnerung. *Jürg Schlaepfer.*

Wären juristische Zwischenexamina wünschenswert?

Diese Frage beschäftigt natürlich vor allem den Studenten der Rechtswissenschaft; im Zusammenhang aber mit einer vielleicht künftig stattfindenden Studienreform ist sie sicher darüber hinaus noch von allgemein studentischem Interesse. Daraus können sich möglicherweise Richtlinien für die Aenderung der Prüfungsordnung anderer Fakultäten ergeben. Nach der jetzigen Prüfungsordnung der Zürcher Universität hat der Student der Rechte nur ein Schlussexamen zu bestehen. So geniesst er zu Beginn seines Studiums viel Freizeit, wie kaum ein Zweiter. Dadurch wird der Kommilitone jedoch für eine möglichst zweckmässige Ausnützung einer solchen Freiheit voll und ganz verantwortlich. Er selbst kann entscheiden, ob sie mit Bummeln vergeudet oder ob sie hauptsächlich zur Durcharbeitung des gehörten rechtswissenschaftlichen Stoffes sowie für die Erweiterung des geistigen Blickfeldes durch Anhören ausserfachlicher Vorlesungen und dem Besuch von Bildungsstätten (Museen, Theatern, Konzerten, Vorträgen usw.) verwendet werden soll. So ist in dieser Ungebundenheit dem Selbständigen die ungehemmte Entfaltung seines ganzen Wesens möglich. Dennoch darf er weder ganz der einen noch der andern Freizeitgestaltung verfallen, es ist vielmehr die harmonische Verbindung beider das Richtige. Eine planvolle Zeiteinteilung aber wird nur dem Selbständigen, der Reife und Willensstärke besitzt, daher den Sinn seines Studiums erkennt, gelingen. Was fangen dagegen die vielen anderen, die Unsicheren und Willensschwachen an? Sie werden teils in zwecklosem «Ochsen» aufgehen, teils Bücher und Kolleghefte ganz meiden und sich anderen Vergnügungen hingeben. Die Vorbereitung auf ihr Schlussexamen lässt sich ja meistens lange aufschieben. Auf solche Weise leidet aber das Studium. Unsere jetzige Examenordnung an der juristischen Fakultät hat ferner einen das Rechtsstudium unmittelbar betreffenden Nachteil. Beim Abhalten nur einer einzigen Prüfung stapelt sich nämlich bis dahin der gesamte wissenschaftliche Stoff auf. Dies bedeutet für den Rechtsstudenten eine ausserordentliche Belastung. Bei seiner notwendigen Examenvorbereitung ist er nun alles andere als «der freie Kommilitone». im Gegenteil, jetzt erstickt er beinah unter der Last seiner Arbeit, die er zuvor nicht auf ein Zwischenexamen abwälzen konnte. Alles sollte nun auf einmal verarbeitet werden! Mancher, der die wissenschaftliche Arbeit sicher zu meistern versteht, spürt dann einen Alpdruck auf sich lasten. Denn auch bei bester Arbeitseinteilung bleibt die Stoffanhäufung bestehen. Es sei denn, man bereite sich drei Jahre vorher auf das Examen vor, was wohl schwerlich durchgeführt wird und zudem die Gefahr in sich birgt, dass das zuerst Gelernte, wenn nicht gar alles, im entscheidenden Zeitpunkt sicher schon vergessen ist.

Eine neue Regelung jedoch sähe juristische Zwischenexamina vor. Ihre Anzahl spielt hier grundsätzlich keine Rolle. Der Student der Rechte müsste dann nach dem Besuch eines gewissen Teils der vorgeschriebenen Semester sich über seine erworbenen Kenntnisse ausweisen. Auf das bestandene Examen hin wäre er vom alten Rechtsstoff befreit und könnte so unbeschwert denjenigen der folgenden Semester in sich aufnehmen. Ausserdem böte ein Zwischenexamen auch ein wirksames Kontrollmittel. Der Rechtsstudent wüsste nachher, wie es um das Ergebnis seines Studiums bestellt ist, und ob sich überhaupt die Fortsetzung seines Studiums lohnt. So könnte manch Unbegabter vor fruchtlosem Abschluss seiner juristischen Ausbildung bewahrt werden. Denn es muss hier ein für allemal gesagt werden: Der Juristenberuf verlangt

ein Mindestmass an Begabung. Ein Rechtsanwalt, der auch mit grösster Mühe seine Pflicht nicht erfüllen kann, ist sicher nicht befriedigt und schadet der Gemeinschaft. Sodann bedeutet das missglückte einzige Schlussexamen für den Fleissigen, aber schlecht Begabten eine grosse Enttäuschung, nachdem dieser während des ganzen Studiums auf das Gelingen gehofft oder gar darüber hinaus hochfliegende Zukunftspläne geschmiedet hat. Zu alledem hat die Angelegenheit noch eine finanzielle Seite. Manchen könnten seine Noten in einem Zwischenexamen vor unnützen Ausgaben zurückhalten. Bei dem teuren Studium will dies auch etwas heissen!
Ausserdem — so glaube ich wenigstens — ist unsere Universität beinah die einzige in der Schweiz, die keine juristische Zwischenexamina kennt. So kann man denn mit gutem Grund antworten: *«Jawohl, juristische Zwischenexamina sind wünschenswert!»*

Anton Masüger.

Schluss des redaktionellen Teils.

Redaktionsschluss: 28. Oktober.

Redaktion Uni: G. Schlocker.
Roberto Bernhard.

Redaktion Poly: Theo Ginsburg.
August Giger.

Zuschriften sind zu richten an die *Redaktion des «Zürcher Student», Universitätstrasse 8, Zürich 6,* nicht an die einzelnen Redaktoren.

Zuschriften ohne *Rückporto* werden nicht beantwortet.

Nachdruck von Artikeln nur mit *Quellenangabe* gestattet.

Preis der Einzelnummer Fr. —.70, Jahresabonnement Fr. 5.—.

Inseratenannahme: Dr. H. Dütsch, Langfurren 23, Zürich 57.
Jacques Wetzel, stud., Bergstrasse 17, Küsnacht.

PAPETERIE
Stutz-Wirz
SÖHNE

ZÜRICH 6 UNIVERSITÄTSTRASSE 13
Telephon (051) 28 42 44

Das Spezialgeschäft
für den
Hochschulbedarf

Mitteilung der Hilfsaktion

Die Stipendienkommission der Schweizerischen Hilfsaktion für kriegsnotleidende Studenten hat die Eingabefrist für Stipendiengesuche für das Wintersemester 1950/51 *auf den 8. Juli 1950* festgesetzt.
Adresse: Clausiusstrasse 4, Zürich 6.

(Da aus technischen Gründen dieses Heft nicht vor dem 8. Juli erscheinen kann, sind wir ermächtigt, beizufügen, dass Anmeldungen bis Semesterschluss, d. h. 15. Juli, noch berücksichtigt werden. Red.)

Auslandreisen

Spanienreise.

Voraussichtliches Datum: 30. September bis 14. Oktober 1950.
Reiseroute: Zürich - Genf - Barcelona - Valencia - Murcia - Granada - Malaga - Sevilla - Cordoba - Madrid - Genf - Zürich.
Kosten: sFr. 350.— bis sFr. 400.—.

10 Tage Paris

Datum: 18. September bis 28. September 1950.
Reisetag: 17. September, abends.
Aus dem Programm: Stadtrundfahrt im Autocar, Notre Dame, Louvre, Sorbonne, Tour Eiffel, Promenade au Bois de Boulogne, Besuch von Versailles, Theater. Die Teilnehmer verfügen auch über Freizeit.
Kosten: fFr. 12 000.—.
Einschreibeschluss: 20. August 1950.

Nordafrika.

Datum: 12 Tage im Monat September.
Reiseroute: Marseille - Algier - Bougie - Djidjelli - Constantine - Batna - Biskra - Tonggourt - Biskra - Bou-Sâda - Algier - Marseille.
Kosten: sFr. 350.—.

Auskünfte und Anmeldungen geben gerne:
die Auslandämter der einzelnen Studentenschaften;
das Auslandamt des VSS, ETH 44a, Zürich.

Von der Tätigkeit des Grossen Studentenrates

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll vom 8. Juni 1950.

Ein wichtiges Traktandum der Sitzung vom 8. Juni stellt die Auflösung der Interessenkommission dar. Auf Antrag des Präsidenten dieser Kommission nimmt der GStR diesen seit einiger Zeit erwarteten Schritt vor, der die Konsequenz aus der Erkenntnis ist, dass der Studentenschaft zurzeit kein gangbarer Weg offensteht, mit Erfolg ein vermehrtes Mitspracherecht in der Universität zu erreichen. Damit fällt der Aufgabenkreis dieser Kommission dahin.
Der Präsident der Studentenschaft ist nunmehr in der Lage, das Ergebnis der Beratungen des Senatsausschusses über die Vorschläge des GStR bezüglich des Krankenkassenreglementes bekanntzugeben: Die gesamte Kostengutsprache für Leysin ist, ohne Streichung der Abteilung B, auf 360 Tage verlängert worden. An die Kosten von Medikamenten können Beiträge bis höchstens Fr. 100.— entrichtet werden. Studenten, die nach einem vorübergehenden Aufenthalt an einer andern Universität nach Zürich zurückkehren, können bereits in den dem Semester vorangehenden Ferien der Krankenkasse beitreten. Zur Vermeidung eines übermässigen Verwaltungsapparates muss auf eine Weiterführung der Versicherung nach der Exmatrikulation versichert werden. Die Frage der Einbeziehung von Zentralbibliothek und Poly wird durch Fachleute geprüft werden. — Damit hat der Senatsausschuss die studentischen Anregungen in erfreulichem Masse berücksichtigt.

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll vom 15. Juni 1950.

Der GStR konstituiert sich für das Wintersemester und nimmt die üblichen Wahlen vor. Der KStR erhält dabei folgende Zusammensetzung: *Präsident:* Walter Schneider, phil. II; *Quästor:* Christoph Kieser, med.; *drei weitere Mitglieder:* Verena Waser, phil. I; Martin Accola, theol.; Peter Martin Trautvetter, iur.
Darauf berichtet der bisherige Präsident der Studentenschaft, Samuel Schläpfer, theol., über die Verhandlungen des VSS mit dem schweizerischen Buchhändlerverband betreffend den *Bücherrabatt für Studenten,* u. a. auch über angebliche Versuche der Buchhändler, über die Kantonsregierungen die Errichtung studentischer Buchhandlungen zu verhindern.
Ueber dieses bedeutungsvolle Geschäft orientieren die vorangegangenen Artikel dieses Heftes.

STUDENTEN ARBEITEN FÜR STUDENTEN

Dissertationen können jetzt nach neuem Spezial-Verfahren zu äusserst günstigen Preisen **vervielfältigt** werden
(siehe Broschüre „Was kostet eine Dissertation ?")

Brunner, phil. II & Bodmer, oec. / Spezial-Vervielfältigungen
Golbrigweg 18, Zollikon-ZCH. Telephon 24 92 67

Poly-Ball 1950

Rechtzeitig gilt es, an den am Anfang des Wintersemesters stattfindenden Poly-Tag und an das Fest des Poly-Studenten, den Poly-Ball zu denken. Niemals kann man sich vorstellen, dass ein solches Fest, wo Hunderte von Studentenpaaren im festlichen Zauber der dekorierten Säle und Hallen einige frohe Stunden verbringen, von einem Fest-Idealisten aus dem Handgelenk improvisiert wird. Wochen von Vorbereitungen sind nötig, um die Einfälle und Ideen zu verwirklichen, die das Alltagsgesicht unserer Hochschule sowie ihre Schönheitsfehler als Gastgeberin eines so grossen Balles festlich verändern. Diese grosse Arbeit kann unmöglich von einer kleinen Poly-Ball-Kommission durchgeführt werden, sondern diese Organisatoren sind auf deine Mithilfe angewiesen. Bestimmt wird dein Ansehen bei deiner netten Dame gewaltig steigen, wenn du ihr sagen kannst: zu dieser Programm-Gestaltung oder Dekoration habe ich die Idee geliefert und selbst aktiv mitgeholfen. Nun können wir dich bestimmt nicht mehr länger zurückhalten, melde deine Einfälle und Mitarbeit im Bureau des VSETH, Zimmer 46a. Hilf mit zum Gelingen des Poly-Balls 1950!

Wettbewerb

Zur Erlangung eines geeigneten Plakates und Mottos für den Poly-Ball wird ein Wettbewerb durchgeführt. Die Preissumme beträgt Fr. 100.—. Zudem werden alle von der Jury als gut bezeichneten Entwürfe mit einer Freikarte bedacht. Teilnahmeberechtigt sind Studenten und Assistenten der Zürcher Hochschulen. Die verschlossen eingereichten Entwürfe müssen bis spätens am 15. September im Bureau des VSETH abgegeben werden.

Was ist die GEP?

Die GEP, gegründet 1869 als «Gesellschaft ehemaliger Polytechniker», ist ein Begriff geworden, der bei jedem Ehemaligen der ETH nur angenehme Gedanken weckt. Denn ihr erstes Ziel ist die Pflege der Freundschaft, ganz losgelöst von den Interessen des Wirtschaftslebens und der Wissenschaft. Es mag dem aktiv Studierenden merkwürdig vorkommen, dass zu diesem Zweck eine Gesellschaft bestehen muss, denn für ihn ergibt sich die freundschaftliche Geselligkeit sozusagen als Nebenprodukt des Studiums von selbst. Dies ist auch der Grund, weshalb viele Absolventen nicht schon bei ihrem Studienabschluss der GEP beitreten.

Nach einigen Jahren aber fangen die meisten an einzusehen, dass auch die Bande der Kameradschaft mit einem Minimum an Organisation zusammengehalten werden müssen: Adressen werden gesucht, Zusammenkünfte sollten stattfinden. Hier nun leistet die GEP ihren Dienst: sie unterhält ein ständig nachgeführtes Verzeichnis der Adressen ihrer etwa

5500 Mitglieder und veranstaltet alle zwei Jahre eine Generalversammlung, die zum selbstverständlichen Rendez-vous der Ehemaligen wird.

Da sich die Mitglieder über alle Welt verteilen, wird die Generalversammlung dann und wann auch ausserhalb der Schweiz abgehalten. So findet sie dieses Jahr am 10. September in Luxemburg statt. Nach bewährter GEP-Tradition setzen sich die dort ansässigen Kollegen mit grossem Eifer dafür ein, dass die auf drei Tage verteilten Veranstaltungen allen Teilnehmern reiche Einblicke in Technik und Industrie, sowie in das kulturelle Leben des Tagungsortes bieten. Mancher junge Absolvent hat bei diesen Festen ältere Kollegen kennengelernt, die seinen Weg in die Praxis massgebend beeinflusst haben.

Diesem Zweck, den jüngeren Kollegen zu helfen, dient auch das ausführliche Mitgliederverzeichnis, dessen neueste Ausgabe im Spätsommer dieses Jahres erscheinen wird. Es enthält von jedem Mitglied einen kurzgefassten Lebenslauf. An Hand dieses Verzeichnisses ist es ein leichtes, sich über ältere Kollegen zu orientieren und sich an sie zu wenden, sei es bei Stellensuche, sei es in allen möglichen anderen Angelegenheiten. Kameradschaftliche Hilfeleistung ist bei GEP-Kollegen selbstverständlich; sie wird besonders gern im Ausland in Anspruch genommen, wo die GEP in den wichtigsten Ländern zur Erfüllung ihrer Ziele eigene Vertreter ernannt hat.

Geleitet wird die GEP von einem Ausschuss, der jährlich zweimal zusammentritt. Neben den laufenden Geschäften gehören die Ausbildungsfragen an der ETH zu den von ihnen besonders verfolgten Problemen. Im Dienste der Studierenden stand die GEP stets mit Rat und Tat bei, zuletzt durch eine Spende an das Berghaus des VSETH in Klosters.

All dies kann aber die GEP nur tun, wenn die Reihen ihrer Mitglieder immer wieder aufgefüllt werden durch den Beitritt junger Absolventen. Wer im Jahr seines Studienabschlusses beitritt, bezahlt keine Eintrittsgebühr, und der Jahresbeitrag beläuft sich auf nur fünf Franken. Dafür geniessen die Mitglieder grosse finanzielle Vergünstigungen für die Gebühren der Stellenvermittlung und beim Bezug des Gesellschaftsorgans, der «Schweizerischen Bauzeitung».

Allen ETH-Studenten in höheren Semestern sei herzlich nahegelegt, den baldigen Eintritt in die GEP als Ehrenpflicht zu betrachten!

Der Generalsekretär der GEP:
Dipl. Ing. W. Jegher, Dianastrasse 5, Zürich 2, Tel. 23 45 07.

TEA ROOM «BOHÈME» / ZÜRICH 6
Universitätstrasse 46
(Haldenbach bei der Frauenklinik)

Gute preiswerte Frühstücke
Mittag- und Nachtessen
Menu à Fr. 2.—, 2.30, 3.—
Heimeliges, schönes Lokal für
Nachmittag- u. Abendzusammenkünfte
Frau H. Ramsperger

DAS SCHWARZE BRETT

„RENCONTRE"

So lautet der Name einer in Lausanne entstandenen literarischen Zeitschrift. Ob ihr wohl davon schon Kunde habt? Andernfalls will ich euch kurz davon erzählen.
Schillernd ist sie und reich an Temperamenten, in ihrem Wollen voller Jugend, nicht leichtfertig in der Lösung ihrer Aufgabe. Was uns aber am meisten berührt: welsche Kommilitonen, eben der Alma mater entwachsen, redigieren sie. — Eigentlich sagt es schon der Name, was diese an die Oeffentlichkeit dringenden Stimmen bezwecken: Begegnung — Begegnung mit Menschen, mit all denen, die guten Willens sind. Gegenseitiges Sich-Näherkommen, ein Geben und Nehmen, ein plötzliches Sich-Bewusstwerden der eigenen Werte (und Unwerte!) — alles entwickelt sich aus einer Begegnung. Und so ist es mit «Rencontre»: sie ist aus dem Bedürfnis entstanden, eigenes künstlerisches Erleben weiterzugeben und andere, gleicherweise Schaffende, in ihrem Ringen zu ermuntern, sie aufzufordern zum gemeinsamen Wettstreit um die eigene Form: « . . . de se sentir les coudes serrés stimule l'envie d'aller de l'avant».
In der Einsamkeit entsteht Grosses, nie aber wird es dauern, werfen wir uns nicht über das kleine Ich hinaus: die menschliche Gemeinschaft erst rechtfertigt unsere Bestimmung. In diesem Sinne haben wir in «Rencontre» keine in sich verschlossene «chapelle littéraire» vor uns, sondern lebendiges Schaffen, das uns entgegenkommt, das den aufnehmenden Leser in seine Gemeinschaft einbezieht, sich gewissermassen vor ihm ausweist. Ist es nicht schönste Bejahung unserer Zeit, wenn wir, statt uns ihr entgegenzustellen oder gar ängstlich hinter Tor und Riegel zu flüchten, aktiv an ihr mitzuwirken versuchen, ein jeder in seinem Kreis? — «Rencontre» versucht es — geht selbst und prüft! Mögt ihr sie lieben oder verwerfen — jedenfalls wird sie euch nicht gleichgültig lassen!
(Die drei bisher erschienenen Nummern liegen im Lesesaal auf.) *Wr.*

Europäisches Ferientreffen in St. Antönien

Unter dem Thema «*Die Schweiz als Mittler kultureller Werte*» findet in der Zeit vom 20. August bis 16. September 1950 in dem landschaftlich herrlich gelegenen Höhenluftkurort St. Antönien (Graubünden) in 1500 m Höhe ein europäisches Ferientreffen statt.
Dieses vierwöchige Ferientreffen, das auch wochenweise besucht werden kann, umfasst vier Grundthemen, so in der ersten Woche «*Die Sprache unserer Zeit*», in der folgenden «*Literatur der Gegenwart*», in der dritten Woche «*Die moderne Kunst als Suchende*» und in der letzten «*Versuche über die moderne Philosophie*». Professoren aus verschiedenen Ländern werden diese Vorlesungen (vier in einer Woche) halten, und alle übrige Zeit wird frei für Exkursionen, Spaziergänge und zur Unterhaltung zur Verfügung stehen.
Die Teilnehmerzahl wird fünfundzwanzig nicht überschreiten, und alle Vorlesungen werden in französischer Sprache gehalten. Der Teilnehmerpreis (inklusive Unterkunft, Verpflegung, Exkursionen und Vorträge ab Bahnstation Küblis, Graubünden) beträgt für die ganze Zeit sFr. 230.—, für eine Woche sFr. 60.—.
Auskünfte und Platzbestellungen bei

Frl. D. Heinz, Haus «Surval», Flerden b. Thusis (Graub.).

Waffen - Glaser

Zürich Löwenstrasse 42

Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25

Grösste Auswahl in Radios

aller Fabrikate und Preislagen. Bequeme **Teilzahlung.** Anzahlung 10% oder **Miete** mit voller Anrechnung bei späterem Kauf.

Reparaturen durch

Die hiesigen

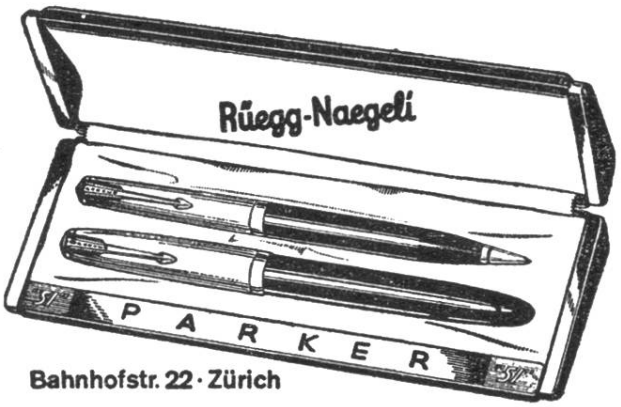
BUCHHANDLUNGEN

halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

BÜCHERN

bestens empfohlen.

DER ZÜRCHER BUCHHÄNDLERVEREIN



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit über 50 Jahren die Apotheke der Studierenden

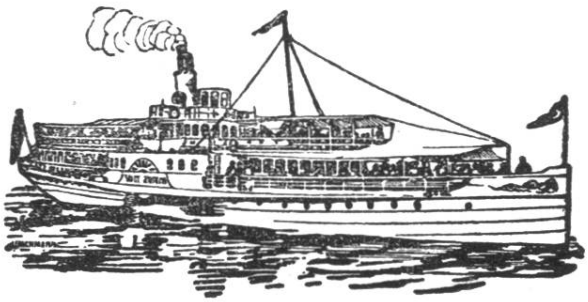
Jugendferienheim

LOCARNO

Tel. (093) 7 13 44

empfiehlt Massenlager für Schulen, Zimmer mit Betten für beliebige Anzahl Begleiter
Gute, billige Verpflegung

TABAK Schrämli
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly



Dampfschiffdirektion, Tel. 45 10 33

Ihre Sonn- und Werktagsausflüge verbinden Sie vorteilhaft mit einer

Schiffahrt auf dem Zürichsee

Täglich 2 grosse Längsfahrten nach Rapperswil und zurück, - stündl. kleine Rundfahrten. Fahrpreisermässigung bei Benützung unseres „Allgemeinen Abonnements". Gültig für beliebige Fahrten. Extraschiffe nach besonderer Vereinbarung.

Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

Erscheint jeweilen am 1. eines Monats
Einzelheft 2.80, im Abonnement Fr. 26.50
in Buchhandlungen, Kiosken oder durch

Conzett & Huber, Zürich 4, Druckerei und Verlag

Die feine Patisserie im

Café Berner

am Steinwiesplatz

BIELLA – **Ringbücher**

„Uni"
2 Ringe, 24 mm

„Academia"
2 Ringe, 18 mm

„Acto"
6 Ringe, 15 mm

„Matura"
6 Ringe, 19 mm

auch Klemm-Mappen Biella vorteilhaft in jeder Papeterie

Photo-Pleyer

Portrait-Ateliers

Zürich, Bahnhofstr. 106

Nächst Bahnhof

Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café „Studio"

beim Pfauen

SÄMTLICHE PRÄPARATE FÜR
WISSENSCHAFT
PHARMAZIE
INDUSTRIE

REAGENZIEN
VOLUMETRISCHE LÖSUNGEN
INDIKATOREN

PHARMAZEUTISCHE SPEZIALITÄTEN

SCHÄDLINGSBEKÄMPFUNGSMITTEL

SIEGFRIED

AKTIENGESELLSCHAFT vorm. B. SIEGFRIED
FABRIK CHEMISCH-PHARMAZEUTISCHER PRÄPARATE
ZOFINGEN

Café Tea Room

LATERNE

Spiegelgasse 12

Der ideale Treffpunkt in der Altstadt

Nicht teuer, aber gut!

Spezialität: Schnitzel à la maison

WEISS & SCHWARZ

Ecke Tannen-
Clausiusstr. 2

Das Fachgeschäft
für
**Zeichen- und
Schreibutensilien**

**Prompte
Besorgung von
Füllhalter-
Reparaturen**

A. Z. (Zürich) Hei Frä

Zentralbibliothek, Predigerplatz
Z ü r i c h

S&S

Es fehlen Starkstrom-Ingenieure

Die moderne Industrie braucht sie in Forschung, Entwicklung, Betrieb, Verkauf u. Direktion

SPRECHER & SCHUH A.-G. AARAU

Fabrik elektrischer Apparate

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod-Yoghurt